

Wandermappe.

— Illustrierte Beilage zum —
„Gottscheer Bote“.

Nummer 19.

Gottschee, am 4. Oktober.

Jahrgang 1910.

Im Herbst.

Nicht leuchtet mehr des Lenzes Farbenpracht.
Von allen Bäumen fallen welke Blätter sacht.
Verblichen ist der Matten schimmernd Frühlingsgrün,
Ein eifriger Hauch streicht über Berg und Täler hin.
Lieferrnstes Schweigen liegt auf Feld und Wies und Wald.
Der muntern Vögel frohe Lieder sind verhallt.
Der langen Nächte dunkle Schatten künden an:
O Mensch, hinieden schließt auch deine Bahn.
Es naht heran das End', es naht heran,
Im Jenseits drüben landet deines Lebens Rahn.
Es mahnt der starren Erde weißes Leichentuch:
Bald steht auch dein Name in dem Totenbuch.
Erwäg' es wohl, und dulde, kämpfe, bet' und wach!
Nur deine guten Werke folgen dir einst nach!

Eine Schandtat.

Am 20. September waren es vierzig Jahre seit jenem Tage, an dem eine aller Gerechtigkeit hohnsprechende Tat vollzogen wurde; es war die Eroberung und Wegnahme Roms, des uralten und gerechtesten Besitztums des Papstes. Dieses alte Unrecht an der ganzen katholischen Kirche heißt noch immer der Wiedergutmachung. Die vier Jahrzehnte, welche seither verstrichen sind, haben das schreiende Unrecht an Papst und Kirche nicht geringer gemacht. Und

wenn auch die Proteste der Katholiken weniger laut geworden sind, so fordert doch die römische Frage selbst immer lauter eine gerechte Lösung.

Die jährliche Wiederkehr dieses Tages hat den Feinden und Hassern des Papsttums immer neuen Anlaß zu ihren Ausbrüchen von Gift und Galle geboten, denn der Hauptplan der Freimaurer und Kirchenfeinde, den sie durch die Wegnahme Roms verwirklichen wollten, der Untergang des Papsttums und damit der katholischen Kirche, ist nicht in Erfüllung gegangen.

Vielmehr war durch das kurz vorher abgehaltene vatikanische Konzil und durch die Erklärung von der Unfehlbarkeit des Papstes bei feierlichen Entscheidungen über Glaubens- und Sittenlehren das Ansehen des Papsttums und die Einigkeit der katholischen Kirche noch mehr gefestigt worden, als es weltlicher Besitz vermocht hätte.

Den erhofften Segen hat die Tat des 20. September 1870 weder dem Volke noch dem Staate Italien gebracht, das beweist die Geschichte der letzten 40 Jahre, die voll des inneren Wirrwarrs und der Bürgerkämpfe, der Greuelthaten, großen Unglücksfälle, Attentate usw. war; der 20. September hat längst aufgehört, ein Freudentag für Rom und Italien zu sein, wie etwa der Sedantag für Deutschland es noch ist. Nur der Haß gegen die Kirche feiert in ihm noch seine Orgien.

Aber selten hat sich diese Wut der Kirchenfeinde zu solchen Schamlosigkeitstößen verfliegen, wie es heuer in der Rede des Freimaurerhauptlings und Bür-

germeisters von Rom, des Juden Nathan, geschehen ist. Seine Rede ist eine wahre Schandtat, die den schärfsten Protest aller Katholiken des Erdkreises herausfordern muß. Nathan, nicht der Weise, sondern der Schmäher, erinnerte in seiner Rede an die Herbsttage des Jahre 1869, als die Vertreter des Dogmas zum ökumenischen Konzil in Rom erschienen, wo der Papst unbegrenzte Macht über die Menschen erwerben sollte und dann sprach er wörtlich:

„Es war die Umkehrung der biblischen Darstellung vom Gottessohne: hier wurde der Menschensohn zum Gott gemacht. Döllinger blieb allein . . . Es war die letzte Pilgerfahrt zum Papstkönige. Es war ein Pilgerzug zur Unfehlbarkeit, jener Unfehlbarkeit, die von der Tradition überkommen, in die Sitten übergegangen ist und sich heute leider noch im Volke zeigt, das beim Erscheinen von epidemischen Krankheiten zur Madonna betet und die Ärzte abschlächtet; jener Unfehlbarkeit, die die Päpste dazu treibt, das gesetzmäßige, menschliche Streben nach Fortschritt zu boykottieren, dem Suchen nach Kultur, der Rundgebung des Gedankens einen Kiegel vorzuschieben, damit das Tageslicht nicht eindringen kann.“

In diesem Tone geht die Rede des Juden Nathan weiter, die nichts weiter ist, als eine gemeine Beschimpfung des Papstes und der katholischen Kirche. Man ist in Rom viel gewohnt an Äußerungen satanischen Hasses, der gegen den Felsen Petri wütet, aber daß der erste Beamte von Rom bei einem offiziellen Anlasse so schamlos gegen den

Papst und die heiligste Überzeugung der Katholiken des ganzen Erdkreises reden darf, übersteigt alles Maß der Geduld der Katholiken.

Mit Recht hat der hl. Vater Pius X. gegen diese Schamlosigkeit protestiert u. er erwartet von den Katholiken, daß sie diese Verhöhnung des katholischen Glaubens an Maria, die Gottesmutter, an die Unfehlbarkeit der Kirche und des Papstes in Glaubenssachen gebührend zurückweisen. Es ist fürwahr die höchste Schamlosigkeit eines Juden, die katholische Kirche, die in Italien nicht einmal den Religionsunterricht frei in den Schulen erteilend darf, für einzelne Exzesse bei der Choleraepidemie, die ja doch eher dem italienischen Staate zur Last fallen würden, verantwortlich zu machen. Es ist eine unerhörte Frechheit, angesichts der zahlreichen Denkmäler von Kunst und Wissenschaft, die das Rom der Päpste aus alter und neuester Zeit aufweist, die Päpste zu beschuldigen, daß sie das menschliche Streben nach Fortschritt boykottieren und dem Suchen nach Kultur den Niegel vorschoben. Gegen diese Schandtat eines Juden und Freimaurers müssen mit dem hl. Vater alle Katholiken des Erdkreises, die mit beschimpft sind, einmütig protestieren und Schutz des Papstes gegen derartige öffentliche Beschimpfungen verlangen. Immer dreister tritt das Judentum in allen Ländern gegen Papst und katholische Kirche und gegen jedes gottgläubige Christentum in der Presse wie in Reden auf. Umso ernster muß das katholische Volk sich aufrassen zum Kampfe gegen jüdische Anmaßung, gegen jüdische Volksverhöhnung u. Volksausbeutung, wie sie auf allen Gebieten des Wirtschaftslebens sich zeigt, gegen jüdische Volksverführung in Zeitungen, Zeitschriften und Druckerzeugnissen aller Art, gegen die jüdische Volksbetörung und jüdischen Volksbetrug, der das christliche Volk um Glaube, Sitte, Geld und Macht bringen will, damit Judentum, Freimaurerei und Christentums-haß allein herrschen können.

Die neueste Schandtat des Juden Nathan in Rom soll uns Katholiken ein Fingerzeig sein, wie hoch es an der Zeit, daß wir Katholiken uns einigen zum Schutze unseres Glaubens, unserer Kirche, unserer Ehre und unserer Rechte.

Glaube.

Was ist des Menschen Leben ohne Glauben?
Ein tüchtiges, ein trügerisches Meer,
Auf dem Gefahren drohen rings umher,

Ihm alles, was so hoch man schätzt, zu rauben!

Da gibt kein Port, kein fester Damm sich kund,

Wo er sich dauernd recht geborgen wußte,
Es zeigt sich nirgends eine sich're Küste
Und nirgends zuverläss'ger Anfergrund.
Wohl hofft er einen Hafen zu erringen
Und daß nach all den Sorgen, all den

Mühen
Ihm eine schön're Zeit noch werde blühen,
Die ihm des Glückes Bollmaß werde bringen;

Doch bald wird sich die Täuschung ihm enthüllen,

Die ihn von Gott zu eitlen Götzen rief;
Das Menschenherz, es ist zu groß, zu tief,
Als daß das Irdische es könnte füllen.

Der Kaiser in Mariazell.

Ein Ereignis von geschichtlichem Werte und von hoher, religiöser Bedeutung war es, als am 24. Sept., am Feste Mariä der Erretterin aus Sklavenbanden, der 80jährige Monarch, Kaiser Franz Josef I., nach langen Jahren wieder, zum drittenmale in Mariazell, dem marianischen Schutzheiligtum der Habsburger, eintraf, um dort vor dem Bilde der Schutzpatronin Oesterreichs und des österr. Kaiserhauses fromme Gebete zu verrichten.

Es war wie ein herrliches Gegenstück zur Schmäherede des Juden Nathan in Rom, der wenige Tage zuvor das Beten vor den Madonnabildern verhöhnt hatte. Ein Kaiser, dem man Liebe zu Fortschritt und Wissenschaft und Völkerfreiheit gewiß nicht absprechen kann, betet vor dem Gnadenbilde Mariens! Fürwahr, ein denkwürdiges Ereignis und ein erhebendes Bekenntnis des kath. Glaubens!

Zum erstenmale war Kaiser Franz Josef I. im Jahre 1853 in Mariazell zur Dankagung für seine Errettung aus Mörderhand. Auch Kaiserin Elisabeth weilte mehrmals in Mariazell und machte ein kostbares Perlengeschmeide zum Weihegeschenke. Fast alle Herrscher aus dem Hause Habsburg und die meisten Erzherzöge u. ihre Gemahlinnen haben wiederholt an dieser uralten Gnadenstätte geweiht und ihre Andacht verrichtet. Maria Zell ist so das marianische Schutzheiligtum des österr. Kaiserhauses und der Monarchie geworden.

Jährlich kommen über 100.000 Pilger dahin; in vorigen Jahre waren es sogar 130.000.

Mariazell besteht als Wallfahrtsort bereits seit 1157. Die Wallfahrtskirche mit ihren drei Türmen u. einer Kuppel macht einen überwältigenden Eindruck. Das uralte Gnadenbild thront auf einem silbernen Altare. Millionen haben hier bereits ihr Herz im Gebete ausgeschüttet und Trost und Hilfe gefunden.

Davon zeugen die zahllosen Botivgeschenke, deren wertvollste die reiche Schatzkammer birgt, darunter viele von Mitgliedern des Habsburger Herrscherhauses.

Nach einer herrlichen Fahrt mit der n. ö. Landesbahn durch hochromantische Gegenden langte der Monarch am 24. September gegen 11 Uhr an und wurde mit unendlichem Jubel von den Mariazellern und einer großen Volksmenge aus nah und fern begrüßt. Im Automobil fuhr der Kaiser zur Gnadenkirche; welcher ein Unterschied in den Verkehrsmitteln vom Jahre 1853 und 1910! Auf die verschiedenen Ansprachen gab der Kaiser der Freude Ausdruck, daß es ihm endlich gelungen sei, wieder nach Mariazell zu kommen, was schon lange sein Wunsch gewesen sei. „Mögen,“ sagte der Kaiser, „alle an diesem Gnadenorte gesprochenen Gebete den Weg zum Allmächtigen finden!“

Der Kaiser begab sich nun zur Gnadenkirche, wo Abt Kalcher eine stille hl. Messe las, der der Kaiser in tiefe Andacht versunken, beiwohnte. Mögen auch die Dank- und Bittgebete des 80jährigen Herrschers Erhörung finden!

Bei der Besichtigung der Schatzkammer blieb der Kaiser lange in Gedanken versunken bei dem Weihegeschenke seiner Gemahlin stehen.

Nach einem kurzen Mahle im Kloster der Benediktiner, dem auch viele Ehrengäste beigezogen wurden, nahm der Kaiser wieder Abschied von Mariazell, vielleicht zum letztenmale. Der Rückweg ging über Kernhof.

In den Zeiten, wo der katholische Glaube, wo das Wallfahrten und Beten, wo die Verehrung Mariens und ihrer Gnadenbilder von Freisinnigen aller Sorten in Versammlungen und in Schriften so oft bespöttelt und verlacht wird, als passe so etwas nicht mehr ins 20. Jahrhundert, in das Jahrhundert des rapidesten Fortschritts, da ist das rührende Beispiel des greisen Monarchen auf Habsburgs ehrwürdigem Herrscherthron für alle seine Völker eine mächtige Mahnung und Ermunterung, über all dem modernen Fortschritt der Technik und Wissenschaft, doch das ewig Wahre und allein Befestigende, das Göttliche nicht aus dem Sinne zu lassen und dem katholischen Glauben, in dem Millionen glücklich und selig geworden sind und in dem unsere Monarchie groß und stark geworden ist, treu zu bleiben, unbekümmert um die unverständigen Reden der glaubenslosen Welt, um die auch Kaiser Franz Josef sich nicht gekümmert, als er noch im höchsten Alter die Reise u. Wallfahrt nach Mariazell unternahm, um Maria für den Schutz zu danken, den sie dem Kaiser und seinem Reiche von jeher hat angedeihen lassen.

Möge dieses herrliche Beispiel des Monarchen bei Tausenden und Millionen Nachahmung und Wiederhall finden und ein mächtiger Ansporn sein, treu zum kath. Glauben und treu zum kath. Herrscherhause im Kampfe gegen den glaubens- und staatsfeindlichen Freisinn zu stehen.

Bedenke es.

Vieles kaufen, was entbehrlich,
Ist bedenklich, ja gefährlich.
Früher schrankenlos im Kaufen,
Wirft du, wenn die Fond's verlaufen,
Unentbehrliches vermissen
Und vielleicht verkaufen müssen.

Der Prozeß Bielohlawek oder Ende eines Lügenfeldzuges.

Vom 15. bis 21. Sept. l. J. fand vor dem Bezirksgerichte Josefstadt in Wien ein Prozeß statt, der weit über die Grenzen der Monarchie Aufsehen erregt hat. Der Fall Graba sollte endlich eine Austragung im Gerichtssaal finden. Kläger war der christlichsoziale Gemeinderat, Landesauschuß und Reichsratsabg. Bielohlawek, angeklagt war ein gewisser Zipperer, der sich die Behauptungen Grabas, des „Deutschen Volksblatt“ und der Sündenblätter zu eigen gemacht und Herrn Bielohlawek bezichtigt hatte, daß er seine Ämter zu persönlicher Bereicherung mißbrauche.

Bei der Verhandlung bot er durch seinen Verteidiger Dr. Gruber den Wahrheitsbeweis an, der vom Richter zugelassen wurde. Eine schwere Menge von Beschuldigungen wurde vom Verteidiger des Beklagten vorgebracht und eine Unzahl von Zeugen zitiert, welche gegen Bielohlawek aussagen sollten.

Aber es ging fast so wie einst mit dem Propheten Bileam, welcher dem Volke Israel fluchen sollte; er kam und konnte nur Gutes sagen. Kein einziger Zeuge gegen Bielohlawek konnte mitteilen, was für Bielohlawek oder die christlichsoziale Partei unehrenhaft gewesen wäre.

Die Hauptsensation bildete die Aussage des Stadtrats Graba, der bald nach dem Tode Dr. Ruegers in einer Rede schwere allgemeine Beschuldigungen gegen die christlichsozialen Gemeinderäte und Landtagsabgeordnete ausgesprochen hatte. Graba, der als Hauptzeuge geführt wurde, hat jedoch gänzlich versagt und seine Aussage war, wie die Begründung des richterlichen Urteils erklärt, für den Wahrheitsbeweis völlig belanglos. Denn Graba hat nichts aus eigener Wahrnehmung anzugeben gewußt, er hat sich nur auf Äußerungen dritter Personen, auf Gasthaus- und Piktetspielgespräche, auf leere Vermutungen und allerhand Tratsch berufen, deren Quelle Neid oder Gehässigkeit war. Die übrigen Zeugen widerlegten so gründlich Punkt für Punkt die Aussagen Grabas, daß der Richter von der Einvernahme weiterer belangloser Zeugen Abstand nahm und den Wahrheitsbeweis gegen Bielohlawek als vollständig und in allen Punkten mißlungen bezeichnete und infolgedessen den Beklagten, Herrn Zipperer, zu 14 Tagen Arrest, verschärft mit zwei Fasttagen und zur Tragung der sehr hohen Gerichtskosten, verurteilte.

Damit ist Abg. Bielohlawek gegen seine Verleumder glänzend gerechtfertigt worden. Die ausführliche Urteilsbegründung liest sich wie ein Ehrenzeugnis für den verleumdeten christlichsozialen Abgeordneten.

Denn obwohl alle privaten und Familienverhältnisse Bielohlaweks, das gelegentliche Trinken von Sekt und Musternessen, die Besuche seiner Frau und Kinder bei befreundeten Familien, der Bezug von Fleisch zum Regie-Preise aus dem Steinhof, dessen Referent im Landesauschuß er ist, die Benützung eines Wagens bei Besichtigung der Landesanstalten, die Inserate der „Volkspresse“ und die Vorwürfe wegen Bestechung, Gegenstand einer



Landesauschuß Hermann Bielohlawek.

sechstägigen Untersuchung waren, konnte gar nichts gefunden werden, was einem Mißbrauch seiner Ämter ähnlich sah. Daher schließt das Urteil mit den Worten: Der Wahrheitsbeweis (des Beklagten) erscheint daher zur Gänze mißlungen.

Der Sieg Bielohlaweks im Gerichtssaal ist zugleich der Sieg der christlichsozialen Partei; denn nur zwei Männern in der Partei hatte Graba gewagt, Ehrenrühriges nachzusagen: Armann und Bielohlawek. Armann ist aus der Partei bereits geschieden, trotzdem die ihm zur Last fallende eigenmächtige Verwendung von Wahlgeldern für Wahlzwecke längst noch von Dr. Rueger bereinigt wurde. Bielohlawek ist nun als Sieger aus dem Gerichtssaal hervorgegangen. Sein Triumph ist zugleich eine Blamage der Gegner der christlichsozialen Partei, die im Gerichtssaal eine arge Niederlage erlitten haben.

Mit Recht wurde von den christlichsoz. Abgeordneten dem Landesauschuße Vie-

solawek Dank und die Anerkennung dafür ausgesprochen, daß er zugleich mit seiner persönlichen Ehre die der Partei gegenüber den Verleumdungen, welche gegen dieselbe in den letzten Monaten verbreitet wurden, mit solcher Entschiedenheit und mit solchem Erfolge verteidigt habe.

Zeitgeschichtchen.

— Ein wandernder Glockenturm. Unlängst ging die Nachricht durch die Blätter, daß die Ingenieure Morglia u. Weiß den freistehenden Turm einer Kirche in Bucholt an der belgisch-holländischen Grenze um einige Meter verjezt haben. Bei dieser Gelegenheit teilt Corrado Ricci der berühmte Kunsthistoriker, in der römischen „Tribuna“ mit, daß schon im Jahre 1455 zu Bologna, der türmereichen Stadt, ein ganzer Kampanile von einem Ort zum andern gebracht wurde. Der interessante Bericht darüber findet sich in einem Werk des Nicolo Mamelini und lautet: „Ich erinnere mich, daß der Meister Aristotele di Fieravanti es auf seine eigenen Kosten, die 80 Golddukatens ausmachten, unternahm, den Turm der Kirche S. Maria del Tempio von Ort zu Ort zu rücken. Er ließ ganz allmählich die Fundamente des Kampanile unter der Erde aushöhlen und sehr große und kräftige Holzbalken darunter schieben. Und so gelang es ihm durch fluge Berechnung mit Hilfe von festerartigen Holzschrauben und mit Stricken, die um eine Spule sich wandten, den aufrecht stehenden Turm ganz langsam durch einen in die Erde gegrabenen Gang zu ziehen und ihn um 25 Fuß weiter zu bringen und wohl erhalten aufzustellen an dem Tor der „strada maggiore“. Die habe ich selbst gesehen.“ Die Umpflanzung war in der Tat, wie Corrado Ricci bemerkt, so vorzüglich gelungen, daß der Kampanile noch einige Jahrhunderte standhielt und auch heute noch existieren würde, hätte man ihn nicht unnützer und sinnloser Weise im Jahre 1825 demoliert.

— Das Deutschtum in Ungarn. Die 40.000 schwäbischen Bauern, die die Kaiserin Maria Theresia in den Jahren 1764 und 1765 in das durch die Türkenkriege verwüstete Ungarn berief, sind heute, nach 145 Jahren allein im Temeser Banat auf 600.000 angewachsen. Die Gesamtzahl der Schwaben in Südungarn beträgt 900.000. Dazu kommen noch etwa 250.000 Sachsen in Siebenbürgen, ebensoviel Deutsche in und um Ofenpest, 100.000 im Bakonyerwald (Weißbrunner Komitat), 150.000 in Nordungarn (Zips, um Kremnitz, Deutsch-Proben, um Munkacs) und 600.000 Deutsche in Westungarn (Odenburg), Wieselburg und Eisenstadt). Dies ergibt zusammen 2,250.000 Deutsche für Ungarn. Auch die im Gebiete der Schwaben angelegten französischen Kolonien und viele dazwischen befindliche ehemalige serbische und rumänische Dörfer tragen jetzt deutschen Charakter.

Chre um Chre.

Historische Erzählung von C. Emil König.
(Nachdruck verboten.)

Eine der ersten und gefeiertsten Hofdamen Maria Theresias um die Zeit ihrer Thronbesteigung war die junge Fürstin Maria Tolly. Dieselbe besaß neben blendender Schönheit einen unermesslichen Reichtum.

Unfern der mährischen Grenze und der einstmaligen Krönungsstadt Preßburg erhob sich inmitten ihrer ausgedehnten Besitzungen das stattliche Stammschloß ihrer Familie, dessen unbeschränkte Eigentümerin sie sich nannte; denn sie war die letzte aus dem ungarischen Fürstenstamm der Tolly.

Größer aber noch als ihr Besitz waren ihre Macht und ihr Einfluß, und die jungen Magnaten und Junker begriffen nicht, wie die letzte der Tollys, die erste Schönheit des Landes, sich zu einer Hofdame und Schlepenträgerin der nicht minder bezaubernden jungen Kaiserin hergeben konnte. Man hielt sie einfach für unerfahren und eitel, für eine Kokette, welche nichts anderes am Kaiserhofs zu Wien suchte, als die Befriedigung ihrer Eitelkeit. Man täuschte sich indessen; denn in Mariens Seele war der Ehrgeiz eine noch mächtigere Leidenschaft als die Eitelkeit. Es waren gefährliche und hochfliegende Pläne, mit welchem sich die stolze und hochfliegende Fürstentochter trug, die aber, in der Kunst der Verstellung wohlgeübt, sie geschickt zu verbergen verstand. Ein aufmerksamer Beobachter würde allerdings durch den hochmütigen Blick der Fürstin Maria beim Tragen der Schleppe der liebrenden Kaiserin auf andere Vermutungen gekommen sein, nicht minder, wenn ihr Auge gar herausfordernd die vornehme Jugend Ungarns streifte.

Es wurde in jenen Tagen viel gegen die junge Monarchin konspiriert, und mancher mochte über die schöne Fürstin Maria Tolly anders denken, als die arglose Magnatenjugend, und Maria ganz gern die Stelle einer Hofdame einnehmen sehen und sich freuen, daß Maria Theresia ihr ihre ganze Zuneigung und ihr volles Vertrauen schenkte.

Es war eine schwere Zeit für die junge Kaiserin. Gewaltige Schicksalsschläge stürmten auf sie ein. Starke französische Heeresmassen, sowie bairische, pfälzische und kölnische Truppen waren in die österreichischen Niederlande, in Oberösterreich und in Böhmen eingesal-

gendlichen Kaiserin das habsburgische Erbe streitig. Auch Spanien hoffte, auf ihre Kosten sich in Italien zu bereichern. Alle aber rechneten auf den jungen tatkräftigen Preußenkönig Friedrich, dem die Nachwelt den Beinamen „der Große“ zuerkannt hat, in dessen Macht es jetzt stand, Habsburg den Todesstoß zu versetzen. Er durfte sich nur auf das einzige Heer werfen, über welches Maria Theresia verfügte, um mit seinen Streitkräften die Truppen Neippergs in Oberschlesien zu vernichten. Glücklicherweise wollte Friedrich jedoch Oesterreichs Vernichtung nicht; denn ihm, dem Staatsmann, entging nicht, daß er dadurch Frankreichs Übermacht in Deutschland nur befördert hätte, und das hielt er für ein größeres Übel, als das Wiederaufkommen Habsburgs. Hatte sich doch Frankreich von dem bairischen Kurfürsten für seine Unterstützung zur Erlangung der deutschen Kaiserwürde die österreichischen Niederlande versprechen lassen. Sachsen rechnete zu gleicher Zeit auf Mähren und selbst König Georg II. und die Zarin Anna von Rußland ließen Oesterreich damals im Stiche.

Mit einem großen französischen Heere unter Belleisle und einem sächsischen unter Kutowski war der Kurfürst von Bayern in Böhmen eingezogen und hatte sich in Prag als König huldigen lassen.

In dieser ihrer höchsten Bedrängnis suchte Maria Theresia Hilfe bei den ritterlichen Ungarn, obzwar das habsburgische Regiment in deren Lande noch kurz zuvor nur durch das Blut der Schaffotte hatte befestigt werden können. Sie berief die stolzen Magnaten und die Landboten zum Reichstage und der Freiherr Franz von der Trend, der später so berühmt und berüchtigt gewordene Bandurenführer, wurde bald darauf mit der ehrenvollen Mission beauftragt, dem in Preßburg tagenden Reichsrate die Botschaft zu überbringen, daß die junge Kaiserin demnächst in seiner Mitte erscheinen und sich als Königin von Ungarn krönen lassen werde.

Es war an einem Vormittage; der zur Abschiedsaudienz befohlene Freiherr von der Trend näherte sich dem Thron, hinter welchem die Fürstin Maria Tolly stand und die Schleppe der Monarchin hielt, während Trend seine Knie beugte und den Eid leistete, für seine Kaiserin zu leben, zu kämpfen und zu sterben.

Bei diesem feierlichen Vorgange schien der brennende Blick des dunklen

Augenpaares jenes Weibes von dämonischer Schönheit, welches dicht hinter dem Thron stand, den Schwörenden durchbohren zu wollen, was letzterem keineswegs entgangen war. Nach diesem feierlichen Akt wurde Trend verabschiedet, und Maria Theresia begab sich in ihre Gemächer.

Die Fürstin Maria folgte ihr und bat demütigst um eine längere Beurlaubung nach ihrem Stammschloße, wo selbst ihre schnelle Gegenwart unbedingt erforderlich sei, und gern gewährte ihre gnädige Herrin den Wunsch.

Sofort rüstete sich die schöne Palastdame zur Reise, just um dieselbe Zeit, um welche Trend seine Anstalten traf, seine Mission anzutreten, und bald darauf rollte das Gefährt zum Tore hinaus.

War es Zufall oder war es das Resultat der Berechnung der Hofdame, deren brennender Blick noch vor wenig Stunden auf dem Freiherrn geruht hatte, kurz, als Trend die Wiener Linie passierte, begegnete ihm in leichter, zierlicher Chaise die Hofdame der Kaiserin, Fürstin Maria Tolly. Maria hatte sich anmutig in die Polster zurückgelehnt und dankte graziös auf Trends militärischen Gruß. Dann erhob sie sich fast unbewußt und schien, die Hand auf eines der Rissen gestützt, die Winterlandschaft zu betrachten. In Wahrheit aber schaute sie auf die herkulische Gestalt des Freiherrn, dessen schwere mit feuchenden Postkneppern bespannte Kutsche bald hinter ihrem Biergespann zurückblieb.

Es war ein recht nebeliger Januartag, als Trend die holperige, gefrorene Straße dahin fuhr. Mit einbrechender Dunkelheit erhob sich auch noch ein lustiges Schneegestöber. Trotzdem hatte in den Abendstunden das schwere Gefährt nahezu die ungarische Grenze erreicht.

Plötzlich ließ sich aus der Ferne flüchtiger Hufschlag vernehmen.

Der Postknecht, ein Hasenherz, erschrak, zog die Zügel straff an, wandte sich ängstlich nach dem Baron um und stammelte „Räuber, Räuber!“

Trend griff ruhig nach seinen Pistolen. Auch er hörte Pferdegetrab, das näher kam, dann Schnauben eines Rosses und endlich hielt ein Reiter an seinem Wagenschlag.

Die Pistolen in der Hand hatte Trend kaltblütig des Ankömmlings geharrt.

Als jedoch der fremde Reiter den Mantelfragen zurückschlug, höflich grüßte und artig fragte, ob er sich auf dem

rechten Wege nach Wien befinde, steckte Trend gelassen die Waffen wieder ein.

„Nach Wien wollt Ihr, Herr?“ sagte Trend. „Da habt Ihr, vorausgesetzt, daß Ihr Euch nicht wieder verirrt, gute sechs Stunden zu reiten und das hat der Fuchs gemessen. Dazu soll die Gegend nicht geheuer sein!“

„Bah,“ rief der Fremde verächtlich, „unserer fürchtet sich vor niemand. Wer sich mit dem Muselmännchen herumgeschlagen, wird auch mit Buschfleppern fertig werden!“

„Brav, brav, Herr!“ nickte Trend. „Ihr gefällt mir! Seid wohl Offizier Ihrer Majestät? He?“

„Das noch nicht, möcht es aber werden!“ war die Antwort. „Jedenfalls bin ich vor der Hand ein verabschiedeter russischer Hauptmann. Laudon, Gideon Laudon ist mein Name!“

„So, so!“ rief Trend, den das offene Auftreten des Reiters immer mehr anzog. „Da könnten wir uns schon vertragen. Auch ich habe mit den Russen gegen die Türken gekämpft! Wie wäre es denn, mein Freund, wenn Ihr heute noch nicht nach Wien rittet, sondern mit mir kämet? Das weitere soll sich dann schon finden.“

„Wirklich? Meint Ihr?“ entgegnete der junge Mann, „schade nur, daß ich durch Eure Begleitung schwerlich eine Offiziersstelle in Ihrer Majestät Armee erlangen dürfte!“

„Oho!“ fiel der Freiherr ein, der den Kavaliere immer wohlgefälliger betrachtete, „man könnte nicht wissen! Kommt mit und — falls meine Voraussetzungen in Bezug auf Eure Person zutreffen — sollt Ihr bald Offizier sein, entweder bei des Ritters v. d. Trend Banduren, oder, wenn es Euch darunter nicht behagt, in einem anderen Regimente; dafür laßt mich sorgen, den Freiherrn von der Trend.“

„Wahrhaftig?“ fragte der Kavaliere freudig. Dann setzte er langsam hinzu: „Und ich hätte die Ehre, dem Oberst Freiherrn von der Trend gegenüber —“

„Schon gut, schon gut!“ wehrte Trend und ergriff Laudons Rechte. „Jetzt aber, mein Freund! Jetzt seid Ihr zunächst mein Begleiter!“

Der Reiter wendete sein Roß und Trend befahl dem Postknecht: „Fahr zu!“ und dahin rollte der Wagen, dem zur Seite Laudon in raschem Trab folgte. Dem Postillon schien eine Bürde vom Herzen gefallen zu sein. Er trieb seine Pferde an, die keuchend ihre Last weiterzogen.

Stunde um Stunde verging. Der Weg wurde immer schlechter, und mühsam

bewegte sich das schwerfällige Gefährt durch den finsternen Hohlweg eines dichten Waldes dahin. Der Reiter mußte hinter der Kutsche folgen, in welcher der Freiherr ein wenig eingeschlummert war.

Der Postknecht, das Hasenherz, ächzte und stöhnte. Es war ihm gar unheimlich zu Mut in dieser unwirtlichen Gegend, und er wünschte sich zurück nach der schönen Kaiserstadt an der Donau.

Da, als der Wagen eben aus dem Hohlwege getreten war, ertönte plötzlich ein Aufschrei des jungen Reitersmannes hinter dem Wagen hervor.

„Jesus, Maria!“ schrie der Kutscher und taumelte vor Schreck vom Bocke zu Boden.

Der Freiherr erwachte, griff nach seinem Pistol und sprang aus dem Wagen; aber ehe er noch so recht Boden gefaßt hatte, fühlte er, daß ihm eine Schlinge geschickt übergeworfen sei, und bevor er den Arm zur Gegenwehr erheben konnte, war sie fest zugezogen. Ganz ähnlich war es seinem Gefährten, dem Reiter, und seinem hinten aufsitzenen Diener ergangen. Im Nu war eine große Zahl vermummter Gestalten aus dem Gebüsch getreten. Etliche waren den Pferden in die Zügel gefallen, andere umstellten den Wagen.

„Was soll das, Ihr feiges Gefindel?“ rief zornig der junge Reiter, und Trend schrie zähneknirschend: „Ha, Burschen, das kostet Euch den Kopf!“

Allein, da half kein Knirschen, half kein Fluchen. Die Schlingen waren so fest zugezogen, daß die beiden Reisegefährten völlig wehrlos waren.

Da trat ein verwachsenes Männchen, das in einen faltigen Mantel gehüllt war, aus der Menge auf den Baron zu, verneigte sich tief und sagte mit schneidender Füstelstimme:

„Mir ist zwar tiefes Schweigen auferlegt; allein Ihr dauert mich!“

„Sprich, Schuft! Wer bist Du?“ unterbrach ihn Trend.

„Kein Schuft! Gnädiger Herr!“ erwiderte das Männlein unter fortwährenden Verbeugungen. „Es ist uns strengstens befohlen, stumm zu sein wie das Grab, sollen nicht sagen: weshalb und warum, nicht verraten: wohin!“

„Aha!“ rief Trend förmlich umgewandelt und aufgeräumt. „Entführen wollt Ihr uns!“ und zu seinem Begleiter gewendet, fuhr er fort:

„Das wird heiter, Herr Kamerad! Eine Entführung! Das ist Euch doch gewiß etwas Neues! Wohl gar eine Entführung von schöner Hand! Schade nur, daß wir so überrumpelt worden sind

und uns die verfluchten Schlingen daran hindern, sonst wollten wir der ganzen Bande das Entführen schon für immer verfallen.“

„Beruhigt Euch, gnädigster Herr!“ tröstete das Männchen. „Es geschieht Euch kein Leid. Dafür bürgte ich, ein Edelmann, ich Tolda, der Hofmeister!“

„Schweigt!“ rief eine mächtige Gestalt unter den Vermummten und legte dem Geschwägigen die Hand auf den Mund. „Sorgt lieber, daß die Herrschaften weiter kommen; es wird Zeit!“

„Befehlen die Herren zu fahren?“ fragte der kleine Mann, der sich Tolda nannte, jetzt verbindlich.

„Den Teufel auch!“ brüllte Trend. „Frägt der Kerl, ob ich fahren will! Das könnte mir passieren, zu laufen, wenn ich Pferde und Wagen bezahlt habe!“

„Und ich,“ sagte sein Genosse bestimmt, „ich verlange mein Pferd, sonst bringt mich niemand von der Stelle!“

„Das geht nicht, das muß ich bedauern, das Pferd wird Euer Gnaden nachgeführt!“ entschuldigte sich Tolda. „Aber ich bitte die Herren einzusteigen; es ist nicht die geringste Gefahr vorhanden! Bald sind wir am Ziele, und die Herren werden dann ihrer Fesseln entledigt, die wir uns leider auf hohen Befehl gezwungen sahen, Ihnen anzulegen.“

„Ich bin in der Tat begierig zu erfahren, welchen Ausgang unser Abenteuer nimmt!“ wandte sich Trend an Laudon, ohne den Kleinen zu beachten. „Kommen Sie, lassen Sie uns einsteigen, damit wir endlich des Rätsels Lösung finden.“

Laudon gab nach und beide nahmen im Wagen Platz. Postillon und Bedienter mußten ihre Sitze wieder einnehmen und bald rollte die Kutsche, gefolgt und geleitet von der vermummten Schar, im verschneiten Walde dahin, und gelangten nach etlichen Stunden im Hofe des Schlosses Tolla an.

Dort führte man die Reisenden nach wohldurchwärmten Gemächern, in welchen Wein und Speisen aufgetragen waren und an welche Schlafzimmer stießen, löste ihre Bande und ließ sie allein.

Trend und Laudon, ihrer Fesseln ledig, prüften Fenster und Türen. Erstere waren mit engen eisernen Gittern versehen, letztere fest verschlossen.

„Also eingesperrt!“ brummte Trend. „Werde ja sehen, wie weit die Hofdame der Kaiserin ihre seltsame Entführung treibt! Im übrigen, Herr Kamerad, bin ich müde!“

„Ich nicht minder! Es bleibt uns wahrhaftig nichts anderes übrig, als uns vor der Hand in unser Schicksal oder

besser gesagt, der Grille eines Weibes zu fügen.“

Kein Wunder, wenn die warme Zimmerluft nach überstandener Reise in Schnee und Kälte und nach der kleinen Aufregung ihrer geheimnisvollen Aufhebung die Herren schläfrig gemacht hatte. Sie begaben sich deshalb zur Ruhe und schlummerten in dem Gedanken, was ihnen der Tag wohl bringen würde, bald fest ein.

(Fortsetzung folgt.)

Das christliche Jahr.

Monatskalender.

(Vom 1. bis 15. Oktober.)

1. **S a m s t a g.** Remigius, Bischof († 533). Sonnenaufgang um 6 Uhr 0 Min., -Untergang um 5 Uhr 39 Min.; Tageslänge 11 St. 39 Min.

2. **S o n n t a g.** (20. nach Pfingsten) **Rosenfranzfest.** Festevangelium (Luk. 1, 26—38): Maria wird vom Erzengel Gabriel als die Gnadenvolle begrüßt. — Sonntagsevangel. (Joh. 4, 46—53): Jesus macht auf die Bitte des heidnischen Hauptmannes von Kapernaum dessen kranken Knecht gesund. Der Hauptmann und sein ganzes Haus glaubt an Jesus. — Leodegar, Bischof und Märtyrer († 678); Gerin, Mart. († 677); Amandus, Bischof.

3. **M o n t a g.** Gerhard, Abt († 959); Brüder Ewald, Mart. — Neumond um 9 Uhr 29 Min. vorm. — 4. **D i e n s t a g.** Franz v. Assisi, Ordensstifter († 1226); Edwin, König. — 5. **M i t t w o c h.** Blacidus, Mart († 546). — 6. **D o n n e r s t a g.** Bruno, Ordensstifter († 1101). — 7. **F r e i t a g.** Markus, Papst († 336); Justina, Mart. — 8. **S a m s t a g.** Brigitta, Witwe († 1373); Laura, Laurentia, Jungfrau und Mart.

9. **S o n n t a g.** (21. nach Pfingsten) Evangel. (Matth. 18, 23—35): Im Gleichnisse vom barmherzigen Könige, der bei der Abrechnung einem Knechte auf sein Flehen hin 10.000 Talente schenkt, worauf der Knecht einen andern, der ihm bedeutend weniger schuldete, abwürgte, und vom Könige dafür ins Gefängnis geworfen wurde, lehrt Jesus, daß wir vorm himmlischen Könige nur dann Barmherzigkeit finden, wenn auch wir an anderen Barmherzigkeit üben. — Dionysius, Bischof und Mart. († 272).

10. **M o n t a g.** Franz von Borgia, Bef. († 1572). — 11. **D i e n s t a g.** Wimaricus, Bef. († 774); Bruno, Erzbisch. († 995). — Erstes Viertel um 2 Uhr 37 Min. nachm. — Sonnenaufgang um 6 Uhr 16 Min., -Untergang um 5 Uhr 18 Min.; Tageslänge 11 Stund. 1 Min. — 12. **M i t t w o c h.** Maximilian, Bischof und Mart. († 283). — 13. **D o n n e r s t a g.** Eduard, König und Bekenner († 1066). — 14. **F r e i t a g.** Kallistus, Papst und Mart. († 223); Burkart, Bisch. († 752). — 15. **S a m s t a g.** Theresia, Jungfr. († 1582); in Schlesien: Hedwig, Herzogin u. Witwe.

14. Oktober:

Der hl. Burkard, Bischof, † 752.

Die große Reihe jener ausgezeichneten Männer, welche auf dem bischöflichen Stuhle zu Würzburg gesessen, eröffnet der hl. Burkard. Er stammte von einem vor-

nehmen Geschlechte in England ab, genoß eine gute Erziehung und verließ in der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts sein Vaterland, um an der Christianisierung Deutschlands zu arbeiten. Schon Karl Martell hatte ihm sein Jagdschloß Korlach am Main zur Wohnung abgetreten, und hier richtete er für sich und seine Genossen einige Zellen ein, die sich bald zu einem ansehnlichen Kloster, Neustadt genannt, erweiterten; allein bald sollte ihm durch seine Erhebung auf den bischöflichen Stuhl von Würzburg ein größeres Feld zur Wirksamkeit eröffnet werden. Noch bei Lebzeiten Karl Martells ging Bonifatius mit dem Gedanken um, neue Bistümer zu errichten; da er jedoch mit dem Gewalthaber wegen seiner Übergriffe in das kirchliche Gebiet nicht sonderlich zufrieden sein konnte, so mußte er auch mit der Ausführung seines Planes bis zu dessen Tode, am 15. Okt. 741 zu Chiersy an der Dise, zuwarten. Unter Karlmann, der den Osten des fränkischen Reiches, nämlich Austrasien, Alamannen und Thüringen erhalten hatte, gründete er wirklich mehrere Bistümer, unter anderen auch das zu Würzburg, Büraburg und Erphesfurt, und übergab ersteres einem Manne, den er schon früher als den Tauglichsten hiefür erkannt hatte, nämlich dem hl. Burkard. Obwohl er demütig und fußfällig bat, seinen schwachen und unwürdigen Schultern diese schwere Last nicht aufzubürden, beugte er sich doch in Gehorsam und übernahm im Jahre 741 das Oberhirtenamt, und wurde vom hl. Bonifatius zum Bischofe von Würzburg geweiht.

Mit unermüdlichem Eifer predigte Burkard das Wort Gottes, spendete die hl. Sakramente, baute schöne Kirchen, verwandte große Summen auf die würdige Feier des Gottesdienstes, bildete tüchtige Geistliche heran, sorgte väterlich für die Armen und Kranken und brach durch seine Milde und Güte den Troß der Heiden. Die Nacht des Götzentums wich vor dem Licht der Wahrheit. Täglich wuchs die Zahl der Neubekehrten, denen er ans Herz legte, daß es nicht genüge, die christliche Lehre anzunehmen, sondern daß auch ihr Wandel nach den Gesetzen Gottes und der Kirche geordnet werden müsse, nur so könnten sie die Seligkeit erwerben.

Auch das zeitliche Wohlergehen seiner Herde lag dem liebevollen Oberhirten sehr am Herzen. Deshalb verwandte er die reichen Einkünfte der Grafschaft Franken, welche ihm der Majordomus Pipin geschenkt hatte, sowie die Gaben des fränkischen Adels, teils zu gemeinnützigen Stiftungen, teils zur Ausrodung von Wäldern, zum Anbau des Bodens, zur Förderung der Gewerbetätigkeit, so daß sich ein blühender Wohlstand mehr und mehr entwickelte. Er selbst lebte sehr einfach und bescheiden und schaffte sich nicht einmal einen Bischofsstab an, sondern trug statt dessen nur einen Hollardestecken. Aber so vollkommen sein Wandel war, ent-

ging er dennoch nicht den Verleumdungen übelgesinnter Menschen. Demütig u. freudig ertrug er die Prüfung und tröstete sich mit dem Zeugnisse seines guten Gewissens, fest überzeugt, daß die Wahrheit und Gerechtigkeit doch schließlich den Sieg über alle bösen Nachreden und Verleumdungen davontragen.

Um das Andenken an den hl. Kilian, den ersten Glaubensboten und Märtyrer in Franken, neu zu beleben, beschloß er, an der Stelle seines Märtertodes eine Kathedrale zu bauen. Nachdem er gefastet und gebetet hatte, tat er selbst den ersten Spatenstich, andere setzten die Arbeit fort und er hatte die Freude, die Reliquien des Heiligen aufzufinden, deren Echtheit Wunder bezeugen. Die Reliquien desselben wurden wirklich in dem Pferdestall des Palastes, welchen Gozbert bewohnt hatte, aufgefunden und sollten für immer in der Kirche auf dem Marienberge aufgestellt werden. Die Steilheit des Berges und der Mangel an Wasser bestimmte jedoch Burkard, seine Kathedrale an der Stelle zu erbauen, wo jetzt noch das Neumünster steht und hier werden sofort auch die Leichname feierlich beigesezt. Burkard war ein wahrhaft apostolischer Mann, der das große Vertrauen, welches Bonifatius in ihn gesetzt hatte, glänzend rechtfertigte, durch seine vielen Stiftungen, durch die kirchlichen Anstalten, die er ins Leben rief und durch seine rastlose Tätigkeit das Christentum in Franken fest begründete, an den von Bonifatius gehaltenen Konzilien den lebhaftesten Anteil nahm und überallhin reichlichen Segen verbreitete. Auf dem Marienberge bei Würzburg erbaute Burkard zu Ehren des hl. Apostels Andreas ein Kloster und brachte dort viele Stunden in Gebet und Betrachtung zu. Im Herbst 747 reiste Burkard im Auftrage des hl. Bonifatius nach Rom, um dem Papste Zacharias über den Stand der katholischen Kirche in Deutschland genauen Bericht zu erstatten und verschiedene Fragen zur Entscheidung vorzulegen.

Nachdem Burkard zehn Jahre lang das bischöfliche Amt segensreich verwaltet hatte, u. seine Kräfte durch unermüdliche Anstrengungen aufgerieben waren, sehnte er sich nach ungestörter Vorbereitung zum Tode. Mit Bewilligung des hl. Bonifatius und des Königs Pipin legte er den Hirtenstab in die Hände des würdigen Abtes Megingaud, und zog mit sechs Genossen nach Hohenburg, einem einsamen Orte in seiner Diözese und bereitete sich unter Fasten, Beten und Nachtwachen auf seinen Tod vor, der ihn am 9. Feber 752 in die ewige Herrlichkeit abrief. Seine sterbliche Hülle ließ Megingaud von Hohenburg nach Würzburg bringen und neben der Ruhestätte des hl. Kilian im Dome beisezen. Hugo, Bischof von Würzburg, erhob mit Genehmigung des Papstes Benedikt VII. die Gebeine unseres Heiligen am 14. Oktober 983, weshalb auch in der Folgezeit an diesem Tage das Andenken des hl. Burkard gefeiert wurde.

Rechtskunde.

Von der Privatbeamten-Versicherung.

Wie schon frühere Entscheidungen des Verwaltungsgerichtshofes dargetan haben, sind die Handlungsgehilfen und Verkäufer oder Manipulanten in Geschäftshäusern nicht nach dem Privatbeamten-Versicherungsgesetz versicherungspflichtig. In zwei am 23. September 1910 stattgehabten Verhandlungen hat sich der Verwaltungsgerichtshof abermals mit einer Reihe von Beschwerden beschäftigt, welche von der Allgemeinen Pensionsanstalt für Angestellte gegen Entscheidungen der politischen Behörden über die Versicherungsgesetze eingebracht worden waren. In einer Reihe von Fällen handelt es sich um Verkäufer, welche neben dieser regulären Tätigkeit auch noch gelegentlich Einkäufe besorgen, Poststücke erledigen, Engros-Kunden besuchen, die Expedition besorgen, in Hilfsbücher eintragen, Fakturen ausschreiben und ähnliche Kontorarbeiten verrichten. Die Allgemeine Pensionsanstalt hat die Versicherungspflicht dieser Personen darum behauptet, weil sie nicht ausschließlich zur Kundenbedienung verwendet werden; ferner wurde auch von der Pensionsanstalt in anderen Fällen die Versicherungspflicht qualifizierter Verkäufer, z. B. in Juwelierläden, mit Rücksicht darauf behauptet, weil diese Verkäufer die Kunden bei der Auswahl der Waren durch Rat unterstützen und sich diese Tätigkeit als eine vorwiegend geistige qualifizieren. Der Verwaltungsgerichtshof hat alle Beschwerden abgewiesen und erklärt, daß alle diese Momente nicht geeignet seien, an dem Typus des Verkäufers, den der Verwaltungsgerichtshof in der Entscheidung vom 20. Mai d. J. für nicht versicherungspflichtig erklärt hat, etwas zu ändern. In einer weiteren Verhandlung hatte der Verwaltungsgerichtshof über zwei weitere Beschwerden der Pensionsanstalt zu verhandeln, die sich gegen Entscheidungen des Ministeriums des Innern richten, durch welche Personen, die Stenogramme aufnehmen und übertragen, Reinschriften herstellen und kopieren, für nicht versicherungspflichtig erklärt worden waren; der Verwaltungsgerichtshof hat auch diese Beschwerden der Pensionsanstalt abgewiesen, da die erwähnten Arbeiten nicht als vorwiegend geistige Dienstleistungen im Sinne des Pensionsversicherungsgesetzes angesehen werden können. Die in den Handels- und Industriebetrieben zu Unrecht angemeldeten Personen, welche nach diesen und nach den früheren Entscheidungen des Verwaltungsgerichtshofes nicht versicherungspflichtig sind, können wieder abgemeldet sowie um die Prämienrückerstattung, soweit sie nach dem Gesetze zulässig ist, eingeschritten werden.

Zeitgeschichtchen.

— **Ein eigenartiger Kinderwagen.** Der amerikanische Millionär Molcan hat für seinen Erben, ein kleines Söhnchen, einen Panzerkinderwagen herstellen lassen. Derselbe ist ganz in Stahl konstruiert u. wohlverschlossen. Nur die Amme besitzt die Schlüssel zu den kunstvoll gearbeiteten Schlössern. Bis an die Zähne bewaffnete Detektives, 30 Dienstboten und 50 andere Angestellte sind zu seinem Schutze aufgebieten. Anlaß zu dieser außerordentlichen Vorsichtsmaßregel gab der Umstand, daß vor 14 Tagen die Mutter des Knaben einen Banditen, der sich des Kindes bemächtigen wollte, mit Revolvergeschüssen verjagen mußte.

— **Die tägliche Marschleistung einer Münchner Kellnerin** wurde kürzlich in einer der großen Münchener Wirtschaften mit einem Schrittmesser berechnet. Sie hat an jenem Tage von 10 Uhr morgens bis Mitternacht 58.000 Schritte zu 70 Zentimeter, also 40 Kilometer, zurückgelegt, was einer Marschleistung von acht Stunden gleichkommt. Dabei muß man noch die großen Lasten von Maßkrügen und schweren Speisebrettern, die die Kellnerinnen schleppen, das Tempo und den Kiesboden, auf dem die in Gärten Angestellten ihre Arbeit verrichten, bedenken, um die tägliche Arbeitsleistung der Kellnerinnen richtig einzuschätzen.

— **Lustiges von der Bahn.** Ein Vorkommnis, das unlängst stattfand, wird viel belacht. In einer Station der A.-L. E. war ein Bäuerlein ohne Karte in den Zug eingestiegen und hoffte in der Weise der Kontrolle zu entgehen, daß er sich mit der Karte eines Bekannten versah, der mittlerweile das Klosett aufsuchte. Der Kondukteur aber merkte den Spaß und blieb solange im Coupé bis der Klosett-gast wieder erschien. Der blinde Passagier sprang nun auf einer Zwischenstation vor Leipa aus dem Zuge, hatte aber das Malheur, ein Päckchen im Abteil zu vergessen. Als er dasselbe in Leipa reklamierte, wurde es ihm zwar ausgefolgt, das Bäuerlein aber mußte auch eine ganz gehörige Strafzahlung leisten; nur sein steinerweichendes Flehen hatte schließlich zur Folge, daß er nicht auch noch einem Sicherheitsorgane übergeben wurde. Man ließ den in tausend Ängsten Schwebenden endlich laufen, der sich die erhaltene Lektion wohl sein Leben lang merken wird.

— **Eine originelle Verhaftung.** Dem Rendant der Kreiskommunalsparkasse in St. Wendel, Wilke, wird die Unterschlagung von 100.000 Mark zur Last gelegt. Originell ist die Art seiner Verhaftung. Wilke war auf Urlaub, als seine Unterschlagungen entdeckt wurden, und nun handelte es sich darum, ihn zurückrufen zu können, ohne seinen Argwohn zu wecken. Man telegraphierte ihm, daß der zur Zeit in Münster am Stein weilende Prinz Gittel Friedrich das in der Nähe von St. Wendel gelegene Schloß Lichtenberg besuchen wolle, und da müsse Wilke beim

Empfang unbedingt zugegen sein. Er möge nach Empfang des Telegrammes sofort depeeschieren, mit welchem Zuge er in St. Wendel ankommen werde. Der Rendant war ob dieser Auszeichnung derart begeistert, daß er seine Badekur sofort unterbrach und mit dem nächsten Zuge schon zurückkehrte. Vorher teilte er noch telegraphisch mit, daß er dann und dann in St. Wendel eintreffe. Hier angelangt, begab er sich sogleich zur Sparkasse, wo er nicht wenig erschrak, als er verhaftet wurde.

— **Ein moderner Robinson.** Auf Macquarie Island, der südlichsten Insel der Neuseelandgruppe fand der Kapitän J. Davis einen Einsiedler namens William Macdibbon. Der Mann selbst lebt in einem kleinen Holzhaus als einziger Bewohner der Insel. Die Einladung des Kapitäns, in die menschliche Gesellschaft zurückzukehren, lehnte er entschieden ab, da zu seinem vollkommenen Glück nichts fehlte. Er stammte aus Carrickon-Shannon, hatte nahezu 40 Jahre auf Kriegs- und Handelsschiffen gedient und befand sich nun drei Monate auf Macquarie Island, wo er auch zu bleiben gedachte. Bei schlechtem Wetter sitzt er in seiner Hütte, verfertigt Matten u. raucht. Seelöwen, Pinguine und Rüsselrobber liefern ihm Öl und das Öl macht er zu Geld. Sein Lieblingswunsch richtet sich auf ein kleines Segelboot in Hobart und er beabsichtigt so lange Öl zu sammeln, bis er imstande ist, das Boot zu erwerben. Er hat zwei Hunde zur Gesellschaft, ist glücklich und fühlt sich gar nicht vereinsamt, obwohl er der einsamste Mensch der Welt ist.

— **Zollbeamte und Taschendieb.** In Dover kam eines Morgens ein als Taschendieb bekannter Mann mit einem Koffer. „Haben Sie nichts zu verzollen?“ frug ein Zollbeamter mißtrauisch. Der Mann erwidert kein Wort, schloß seinen Koffer auf und öffnete ihn weit vor dem Beamten, der sich darüberbeugte und von neuem fragte: „Haben Sie nichts zu verzollen?“ „Ja“, sagte jetzt der Reisende und nahm mit seiner rechten Hand einen Gegenstand, den er aus den untersten Tiefen herauf zu holen schien. „Was denn?“ „Ihre Uhr!“ und damit reichte sie ihm der Taschendieb mit verbindlichem Lächeln; er hatte sie ihm soeben ausgeführt. „Glänzend“, gestand der Zollbeamte, indem er mit schlecht verhehlter Freude seine Uhr zurüchnahm und sie in seine Uhrtasche zurücksteckte. Bewundernd und zugleich aufgeregt über die Gefahr, der er soeben entgangen, sagte er ganz verwirrt: „Sie sind wirklich nett!“ Und damit drückte er kräftig sein Zollsiegel auf den Koffer. Der Taschendieb aber nahm seelenruhig seinen Koffer auf die Schulter und ging davon. Der Koffer enthielt in seiner Tiefe für mehrere 1000 Franken geschmuggelte und — gestohlene Gegenstände.

Lachen und Weinen.

Lachen und Weinen kennen alle Völker, sie sind Gaben der Natur, die dem Menschenkinde schon in der Wiege mitgegeben werden als zwei Schicksalslose, die seinem Erdenleben beschieden sind: Das Los der Freude und des Leides. Ungleich sind diese Lose verteilt, doch keinem Erdenkinde, sei es auch in der letzten Hütte oder in der Wildnis des indianischen Westens geboren, ist nur das eine ohne das andere zu teil geworden. Lachen und Weinen sind Äußerungen der Freude oder des Schmerzes, doch der Grund zum Lachen oder Weinen ist gar sehr verschieden, je nach dem Sinnen und Denken und nach der Anlage der Menschen. Der eine lacht oder weint wegen geringfügiger Dinge, der andere lächelt kaum bei hoher Freude, oder kaum eine Träne entquillt seinem Auge auch bei Leid. Der tiefste Schmerz hat ja bekanntlich keine Tränen, wie die höchste Freude nicht mit dem Munde, sondern aus den Augen lacht.

Die einen schöpfen die Freude in der Sinnlichkeit und das ist keine wahre Freude, keine innere Befriedigung, die dauerndes Glück bringt; andere aber empfinden die Freude aus wahren, innerem Herzensglück. Eine solche Freude ist eine echte, dauernde, eine vollkommene und ein Herz, das von ihr erfüllt ist, vermag allezeit zu lächeln. Eine solche Freude vermag selbst einen Lichtschimmer in das Meer von Schmerz und Leid zu tragen und den Menschen jenen Trost zu spenden, der ihm im größten Schmerz aufrecht erhalten kann. Die wahre Freude ist dauernd, sie hält im Menschen an und geht nicht, wie die der Sinnlichkeit entsprungene mit dem ausgehoffenen Vergnügen unter. Letztere Art Freude verwandelt sich dann in Reue, in Schmerz, sie bringt dem Herzen keine Befriedigung, sondern Enttäuschung.

Lachen und Weinen, wie nahe sind sie im Erdenleben neben einander gestellt. Am nächsten liegen sie beim Kinde, wo Lachen und Weinen oft im raschesten Wechsel einander ablösen, noch rascher als Sonnenschein u. Regen im April. Lachen und Weinen ist der Inhalt der ersten Kinderzeit beim Indianerkind wie beim Kinde im Königspalaste, wenn auch das Maß von beiden Dingen nicht bei beiden gleich sein mag. Lachen und Weinen sind die ersten Verständigungsmittel des Menschen, um seinen Gefühlen Ausdruck zu verleihen und diese Sprache wird bei allen Völkern gleichermaßen verstanden, am besten freilich vom zartfühlenden Mutterherzen und achtsamen Mutterauge, das

selbst mit dem Kinde lacht und weint. Wohl dem Menschen, der so ein mitfühlendes Mutterherz besitzt.

Der Tod des Tierquälers.

In einem Dorfe bei Berlin fand im Jahre 1842 ein Tierquäler auf merkwürdige Art seine Strafe. Ein ruchloser Burische, der schon mehrmals wegen Grausamkeit gegen Tiere gestraft worden war, trat als Pferddeknecht in den Dienst eines Bauern. Der Dienstgeber hatte ein altes blindes Pferd u. dieses Tier mißhandelte der Knecht wie und wo er nur konnte. Diese Tierquälerei empörte selbst gefühllose Leute und sprachen sich sehr mißbilligend aus. Eines Abends kam der Knecht betrunken in den Stall, während eine Magd



Indianerkinder.

Futter zurecht richtete. Der Knecht mochte dem blinden Pferde zu nahe gekommen sein; es schlug aus und versetzte seinem Peiniger einen derartigen Schlag, daß er augenblicklich tot zu Boden sank.

Das größte Wunder.

In einer Gesellschaft fragte der Herzog von Anmale den Bischof de Mazenod etwas spöttisch, welches das größte Wunder des alten Bundes sei. Während der Bischof etwas nachsann, blickte die Gesellschaft fast schadenfroh auf ihn. Da drängte sich ein alter Oberst mit flammender Nase vor. „Parbleu,“ rief er, „das größte Wunder ist das, daß Elias auf einem

flammenden Wagen gegen Himmel fuhr, ohne sich den Frack zu verbrennen.“ „Sie irren,“ erwiderte ruhig der Bischof, „das größte Wunder ist das des Esels Bileams, welcher redete, ohne gefragt zu sein.“

Ein indischer Brauch.

Das indische Kaiserreich besteht bekanntlich aus einer Reihe von Vasallenstaaten, die von indischen Fürsten, welche sich England unterworfen haben, regiert werden. Zum Schein hat man den Maharadschas eine Art Oberhoheit gelassen, welche darin besteht, daß sie mit ihren Untertanen machen können, was sie wollen. Diese Herrlichkeit nützen die indischen Fürsten weidlich aus, indem sie die Parins bei jeder Gelegenheit fühlen lassen, daß sie nur Geschöpfe zweiter Ordnung sind. Zu diesem Zweck hat man in diesen Vasallenstaaten noch die Strafe des Peitschens beibehalten. Der Missetäter, der sich irgend eine Kleinigkeit hat zuschulden kommen lassen, muß mit auf den Rücken gebundenen Händen auf ein auf Holzblöcken ruhendes Brett knien, worauf ihm der Gerichtsdiener die ihm zugemessene Zahl Hiebe mit einer aus Leder geflochtenen Peitsche verabreicht. Mit zusammengepreßten Lippen den Schmerz verbeißend, hält das arme Opfer die Züchtigung aus, während welcher nicht selten das Exekutionsbrett von dem Blute des Gepeitschten gerötet wird. Aber wenn die Exekution vorüber ist, dann wird einem alten indischen Brauche entsprechend, dem Bestraften ein Bündel süßer Bananen gereicht. Es soll dies eine Art Versöhnung sein, die dem Gezüchtigten nahelegt, seinem Peiniger nichts nachzutragen. Es ist kaum anzunehmen, daß die Bananen den armen Hindu die ausgestandenen Schmerzen vergessen lassen und wenn er wirklich keine Rache übt, so ist dies nur in dem Fatalismus des armen Inders zu suchen, der die Empfindung in sich trägt, daß er zu nichts anderem geboren sei.

Die warnende Schrift.

König Baltasar hatte sich durch nichts belehren lassen, von seinem Stolze und seiner Gottlosigkeit abzulassen, er hörte weder auf eine Warnung, noch auf eine Ermahnung. Da ließ ihm Gott durch eine fremde Hand die Worte an die Wand schreiben: „Mane, Thefel, Phares,“ das heißt: „Gezählt, gewogen, geteilt.“ In diesen Worten war gleichsam sein Todesurteil enthalten. Denn noch in derselben Nacht drangen ganz unerwartet und plötzlich die Feinde in die Stadt; der König

wurde umgebracht, und sein Reich ging in andere Hände über.

Heute rot, morgen tot.

Vor mehreren Jahren saßen im Wirtshaus eines Marktfleckens in der Oberpfalz mehrere Gäste bei einem Glase Bier gemütlich beisammen und plauderten von allerlei Dingen. Unter anderem kamen sie auch auf den Tod und die Ungewißheit desselben zu sprechen. „Freilich“ — meinte einer davon, welcher schon bejahrt, aber doch noch rüstig war — „weiß man die Stunde des Todes nicht, aber das getraue ich mir zu behaupten, daß ich heute nicht sterben werde.“ — Einige entgegneten ihm zwar, auch das könne er nicht mit Sicherheit sagen; denn wie leicht kann ein Schlagfluß oder ein sonst unvorhergesehenes Unglück dem Leben plötzlich ein Ende machen. Der andere glaubte darauf wetten zu können, daß er heute nicht sterben werde. — Nach und nach gingen in der Gesellschaft wieder andere Reden, bis sich endlich nach kurzer Zeit derjenige, der die fecke Rede ausgesprochen hatte, nach Hause begab. Er wünschte allen eine gute Nacht und morgen wieder ein glückliches Zusammentreffen. Ein paar Minuten später hörte man ins Gastzimmer hinein einen schweren Fall. Die Gäste eilten erschrocken mit Lichtern hinaus — und was erblickten sie? Ihren Kameraden tot am Boden liegend. Er war im Dunkeln über die Stiege hinabgestürzt und hatte sich den Kopf zerschellt. Ernst und schweigend gingen die Gäste auseinander, und jeder dachte wohl beim Heimgehen und bei der Leiche: „Der göttliche Heiland hat wahr gesprochen: „Ihr wisset weder den Tag noch die Stunde!“ —

Für und dagegen.

In Paris kamen zwei Männer, ein Friseur und ein Berückenmacher, zum Friedensrichter. Der Berückenmacher beklagte sich über seinen Nachbar, den Friseur, daß er ihm die Kunden abwendig mache und sein Schild verhöhnt und verspottet habe. Der Berückenmacher hatte sich schon vor längerer Zeit ein schönes Schild machen lassen, auf dem man Absalon sieht, wie er am Haar an einem Baumaste hängt. Unter diesem Bilde hatte er die Verse anbringen lassen:

„Hier sieht man schwebend in großer Gefahr,
Absalon hängen an seinem Haar.
Er wäre entgangen diesem Unglücke,
Hätte er getragen eine Perücke.“

Der junge Friseur nun, klagt der Berückenmacher, habe ihn an diesem seinen Schilde verwundet; er habe sich nämlich

auch eins malen lassen, auf dem man einen Mann im Wasser sehe, der dem Ertrinken nahe sei. Ein menschenfreundlicher Mann bemühe sich, den Unglücklichen zu retten, und habe denselben bereits am Haare gefaßt; aber der Mann im Wasser trage eine Perücke, der Retter behalte diese in der Hand und der Unglückliche versinke in der Flut. Darunter stand der Vers:

„Er wäre entgangen diesem Unglücke,
Hätte er getragen keine Perücke.“

Das zahlreich anwesende Publikum brach in ein lautes, langanhaltendes Gelächter aus; der Friedensrichter aber konnte keine Beleidigung in dem Schilde der Friseurs gegen das Schild des Be-



Indianerkinder.

rückenmachers finden, und sprach den Beklagten frei.

Staatsgefährliche Geheimnisse.

Es geschah einmal in einem Orte des Landes der Gottesfurcht und frommen Sitte, daß das wachsame Auge der Polizei einen Verein unter dem Namen „Lebendiger Rosenkranz“ entdeckte. Sofort wurde die Vorsteherin aufgefordert, die Einrichtung des Vereines, Zahl der Mitglieder, seine Regeln usw. anzugeben. Das geschah natürlich. „Wir müssen nachsehen, ob der Verein geheime Umtriebe verfolgt,“ sagte der untersuchende Beamte. „Richtig, da haben wirs schon!“ fuhr er triumphie-

rend fort: „Erstes Geheimnis. — gefährlich! — Zweites Geheimnis — sehr gefährlich!“ — In der Tat! Ein Verein m. 15 Geheimnissen höchst staatsgefährlich.

Eine Bekehrung.

Gomes Leal ist einer der bedeutendsten Schriftsteller und Dichter Portugals, ein unermüdlicher Vorkämpfer liberaler Ideen; der viel gegen Christus und seine Kirche geschrieben hat. Dieser Mann ist zur katholischen Kirche zurückgekehrt. Diese Bekehrung hat viel Aufsehen gemacht. Was hat nun diesen Mann bewogen, zu den von ihm bis jetzt gehaßten Feinden zu gehen und all das Schändliche, was er gegen die katholische Kirche geschrieben und gelästert, abzuschwören? Gomes Leal hing mit außerordentlicher Liebe an seiner alten, fast 90 jähr. Mutter, die sein Boheleben teilte. Im Vorjahre forderte die Natur ihren Tribut, und der Dichter mußte seine geliebte Mutter und Gefährtin zu Grabe geleiten. Von diesem Augenblick an zog er sich von seinen Freunden zurück. Nur noch von Zeit zu Zeit erschien eine Kampfschrift von ihm, doch konnte man zwischen den Zeilen lesen, daß der Kummer übermächtig in ihm wühlte. Seine Mutter war eine fromme Frau. Nicht fromm in dem Sinne, daß sie täglich zur Messe ging, aber gläubig und gottvertrauend. Ihr letzter Wunsch war, daß ihr Sohn eine Messe für ihre Seele lesen lassen solle, und Gomes Leal erfüllte in treuer Kindespflicht die fromme Bitte am ersten Todestage der Mutter. In der Kirche muß er einen unerhörten Kampf mit sich ausgefochten haben: er ging zur hl. Beicht u. legte öffentlich Zeugnis von seiner Sinnesänderung ab und will jetzt seine Zeit benützen in der Art, wie er gegen die Kirche aufgetreten, für dieselbe sein Können zu zeigen. Er steht im 62. Lebensjahre.

Gedankensplitter.

Wer nicht den tiefen Sinn des Lebens
Im Herzen sucht, der sucht vergebens;
Kein Geist, und sei er noch so reich,
Kommt einem edlen Herzen gleich.

* *

Wer stets bedächt der Dinge drei,
Der wär vor Gottes Borne frei;
Was er war und was er ist,
Und was er wird in kurzer Frist.

* *

Wann bist du gut und edel?
Wann bist du wahrhaft rein?
Wenn's dir gelingt die Seele
Vom Neide zu befrei'n.

Aus verschiedenen Ländern.

Kirchliches.

25jähr. Bestandsjubiläum der Filippsdorfer Kirche. In der Zeit vom 7. bis 9. Oktober feiert die Gemeinde Filippsdorf das 25jährige Bestandsjubiläum der weitberühmten Wallfahrtskirche. Die kirchliche Feier wird auf 3 Tage verteilt werden. Auch die Bewohnerschaft, die den Aufschwung des Ortes der Wallfahrtskirche verdankt, rüstet zu einer würdigen Begehung des Festes. Die Ordnung der dreitägigen Andacht ist folgende: Am 7. und 8. Oktober früh halb 9 Uhr Predigt und nachher feierliches Hochamt. Abends $\frac{1}{4}$ 7 Uhr Predigt und Segen. — Am 9., als am Haupttage, beginnt die Predigt um 9 Uhr, worauf ein Pontifikalamt, gehalten von Bischof Josef Groß, folgt. 4 Uhr nachmittag ist Predigt und Segensandacht.

Zur Erinnerung an das Jubiläum erscheint von P. Karl Dilgskron eine kleine Festschrift unter dem Titel: „Maria, Heil der Kranken,“ als Fortsetzung der einst vom hochw. Dechant Storch herausgegebenen Heftchen.

Aufdeckung einer alten bischöflichen Kirche. In St. Peter im Holz (Kärnten), baute der dortige Pfarrer eine Quellenwasserleitung. Bei den Grabungen stieß man auf Reste einer ehemaligen bischöflichen Basilika, die sich nach Angabe der Forscher im 4. bis 6. Jahrhundert in der alten Römerstadt Teurnia, später Tiburnea, erhob. Man hat den Grundriß der Kirche bereits bloßgelegt. Das Haupt- und Querschiff bilden eine Kreuzesform, wie bei unseren heutigen Kirchen. Im Hauptschiff sind auf beiden Seiten Gänge, die als Begräbnisstätten dienten. In mehreren Gräbern wurden noch Gebeine gefunden.

Erhebung des Domes in Lemberg zur Basilika. Der Papst hat der Lemberger Kathedrale mit Rücksicht auf ihre historische Bedeutung den Rang sowie die Rechte und Privilegien einer Basilika verliehen. Es besteht die Absicht, eine Dankabordnung nach Rom zu entsenden, an deren Spitze sich die polnischen Kirchenfürsten u. die hervorragendsten Vertreter des polnischen Hochadels befinden werden.

Verschiedenes. In Berlin wurde am 18. September der Grundstein zur neuen **Altenkirche**, die dem hl. Klemens Maria Hofbauer geweiht wird, gelegt. — Für den erledigten Bischofsstuhl in Speyer ist der Reichstags- und Landtagsabgeordnete Prälat Schädler in sichere Aussicht genommen. Der Bischofskandidat ist der zweite Vorsitzende der Zentrumsfraktion.

Oesterreich-Ungarn.

Kaiser Wilhelm II. in Wien. Vom 16. bis 20. Sept. war der Deutsche Kaiser der Gast des Erzherzogs Friedrich, um der Jagd bei Bellu in Ungarn zu obliegen. Der Kaiser hatte ein reiches Jagdglück,

was ihn mit viel Freude erfüllte. Am 20. September kam Kaiser Wilhelm nach Wien, wo er zwei Tage am Hofe unseres Kaisers weilte. Er besuchte auch das Wiener Rathaus, wo er vom Bürgermeister Dr. Neumayer empfangen wurde. Als Erwiderung auf die Begrüßungsrede hielt Kaiser Wilhelm eine in schwungvollen Worten gehaltene Rede, die oft von stürmischem Beifalle unterbrochen wurde. Das Bundesverhältnis zu Osterreich in schlimmer Wehr bezeichnete er als ein Gebot der Pflicht und Freundschaft. Zu Ehren des Deutschen Kaisers wird der Parkring zufolge Gemeindebeschlusses „Kaiser Wilhelm-Ring“ genannt, für welche Guldigung der Kaiser in bewegten Worten dankte. Im Festsaale des Wiener Rathauses wurde dem Kaiser der Ehrentrunk gereicht, den er mit Dank annahm. Er besichtigte auch die Sitzungssäle, die Waffenabteilung der städtischen Sammlungen, wo das Bild „Die Guldigung der Deutschen Fürsten“ den Beifall des Kaisers fand. Kaiser Wilhelm trug auch seinen Namen ins Gedenkbuch ein. Vor dem Verlassen des Rathauses wurde eine photographische Aufnahme des Kaisers, umgeben vom Bürgermeister und dem Gemeinderatspräsidium gemacht. Der Deutsche Kaiser besuchte auch mit Kaiser Franz Josef die Jagdausstellung. Mittwoch, den 21. September, abends halb 10 Uhr fuhr er nach herzlichem Abschiede von Kaiser Franz Josef im Hofzug nach Sigmaringen.

Einberufung der Landtage. Mit kaiserlichem Patent wurden die Landtage von Böhmen auf den 30. Sept., von Mähren auf den 28. Sept. einberufen. Der Landtag von Dalmatien wird am 3. Oktober, die Landtage von Krain, Görz und Gradiska und von Istrien am 5. Oktober und der Landtag von Tirol am 14. Oktober tagen.

Der böhmische Landtag ist für den 30. September wieder zu einer Tagung einberufen worden, nachdem endlich eine Einigung zwischen Deutschen und Tschechen wegen der Tagesordnung zustande gekommen ist. Den Forderungen der Deutschen, daß zuerst die nationalen Vorlagen zur Beratung gelangen, wird insofern entsprochen, als nach spätestens drei Wochen über die Ergebnisse der Kommissionsberatung über diese Vorlagen dem Landtage berichtet werden muß. Gleichzeitig soll die Kommission für die Steuer Vorlagen beraten. Ob eine Einigung im Landtage erzielt werden wird, hängt von dem Entgegenkommen der Tschechen gegenüber den Forderungen der Deutschen ab.

Reichsratserwahl im Gablonzer Landbezirke. Der Reichsratsergänzungswahl vom 15. September, bei der der deutschfreiheitliche Kandidat Adolf Glöckner 3741 St., Wilhelm Prediger (deutschvölk. Arbeiterpartei) 1726 St. und der Sozialdemokrat Trübenecker 4776 St. erhielt, folgte am 26. September die Stich-

wahl, in welcher der Sozialdemokrat mit 1100 Stimmen in der Minderheit blieb. Glöckner erhielt 6189 Stimmen und Trübenecker 5085 Stimmen. Durch diese Wahl, bei der auch die Christlichsozialen im Interesse des Deutschtums für Glöckner stimmten, verloren die Sozialdemokraten ein Reichsratsmandat.

Argentinisches Fleisch. Die vom n.-ö. Gewerbeverein veranstaltete Kostprobe von argentinischem Fleisch, das teils in gefrorenem, teils in gekühltem Zustande nach Triest gebracht worden war, ist sehr befriedigend ausgefallen, wenngleich das Fleisch mit dem vom frischgeschlachteten inländischen Vieh die Konkurrenz nicht aufnehmen kann. Es steht zu erwarten, daß in kurzer Zeit mit der Einfuhr argentinisches Fleisch, das aber nur als Notbehelf für die Zeit der übergroßen Teuerung und der Viehnot in Osterreich gelten kann, wird begonnen werden. Es heißt, daß vorläufig die Einfuhr von 10.000 Tonnen werde bewilligt werden. Auch muß die Herkunft des Fleisches beim Verkaufe bezeichnet werden. So sehr sich manche von der Fleischeinfuhr aus Argentinien eine Besserung der Verhältnisse versprechen, so darf man sich großen Hoffnungen nicht hingeben. Denn abgesehen von der minderen Qualität des gefrorenen Fleisches, das sich insbesondere zur Suppenbereitung wenig eignet, kommt das argentinische Fleisch nicht viel billiger als heimisches, gegenwärtig sollen 20 h pro Kilo Unterschied sein. Doch steht zu erwarten, daß die Preise auch beim argentinischen Fleisch sofort in die Höhe gehen werden, falls eine größere Nachfrage darnach eintreten würde. Die Hauptsache bleibt die Förderung der heimischen Viehzucht, damit Osterreich den wachsenden Bedarf an Fleisch infolge des stets zunehmenden Fleischgenusses selbst decken kann.

Eisenbahnzusammenstoß in Steiermark.

Am 20. Sept. früh fuhr in der Station Kottenmann (Steiermark) ein Schnellzug mit voller Wucht in den in entgegengesetzter Richtung fahrenden Schnellzug Wien-Venedig-Rom. Der Zusammenstoß war von schrecklicher Wirkung. Unter den Trümmern wurden 7 Tote, 12 Schwer- und 16 Leichtverletzte hervorgezogen. Mehrere Wagen wurden vollständig zertrümmert und übereinandergeworfen. Die Lokomotiven waren entgleist und ineinander geschoben. Die Verunglückten sind meistens Post- und Eisenbahnbedienstete, da die Dienst- und Postwagen ganz zertrümmert wurden. In dem verunglückten Zuge befanden sich auch der Statthalter von Triest, Prinz Hohenlohe und die christlichsozialen Abgeordneten Steiner und Ruhn.

Cholera. Das Choleraepidemie erfüllt noch immer mit Furcht und Schrecken die Bevölkerung Osterreichs und alle erdenklichen Vorsichtsmaßregeln werden ergriffen, um ein Einschleppen der Seuche nach

Osterreich zu verhindern. Als Choleraherd wurde Mohacs in Süd-Ungarn entdeckt, wo die Seuche bereits einem ziemlichen Umfang angenommen hatte. In Wien kamen neuerdings 2 Cholerafälle vor. Die Kranken befanden sich auf einem Schlepper, der aus Süd-Ungarn über Mohacs nach Wien kam. Der Wiener Magistrat hat angesichts der Cholera-Gefahr an die drei Donaudampfschiffahrtsgesellschaften einen Erlaß gerichtet mit der Bitte, daß mit Rücksicht auf die Cholera-Gefahr Personen, die auf den Schiffen nichts zu tun haben, der Zutritt zu denselben verboten wird. — Auch in Brünn starb der Tagelöhner Jellinek an der Cholera. Er war am Frachtenbahnhof in Brünn beschäftigt und es ist möglich, daß er durch Frachten aus Süd-Ungarn angesteckt wurde. — Die Cholera dürfte durch russische Kohlenarbeiter nach Mohacs eingeschleppt worden sein, von dort wird sie nun nach gemachten Erfahrungen durch die Kohlen weiterverbreitet. Bisher erkrankten meistens Heizer und Kohlenarbeiter auf den Dampfschiffen. Auch das Donauwasser ist verseucht und gar manche starben schon an Cholera, die verseuchtes Donauwasser getrunken hatten. In Ungarn wurden nun auch mehrere vernünftige Verfügungen erlassen. Der Vizegouverneur von Temesvar hat ein Einfuhrverbot für Lebensmittel aus verseuchten Gegenden erlassen, gleichfalls wurde die polizeiliche Überwachung von Reisenden, die aus der Cholera-gegend kommen, u. die Sperrung der Schulen im Temesrubiner Kreise angeordnet.

Verschiedenes. Am 18. September wurde in Kuppersdorf bei Reichenberg die Kaiser Franz Josef-Jubiläumskirche zum hl. Antonius vom Bischof Josef Groß-Weitmeritz eingeweiht. — Am 18. Sept. wurde im Benediktinerstift Emaus-Prag Graf Franz Czernin zum Priester geweiht. Er erhielt den Klostersnamen Frater Wolfgang. Der neue Ordenspriester ist der Sohn des Herrenhausmitgliedes Grafen Rudolf Czernin-Morzin in Marschendorf (Böhmen). — Kardinal Graf Leo Skrbensky von Prag spendete für die beiden beim Hochwasser in Mähren schwer Heimgesuchten 2500 K., die Stadt Wien 10.000 K. und die Stadt Prag 6000 K. — Am 16. Sept. früh ist in Gaumersdorf der christlichsoz. Reichsrats- und Landtagsabgeordnete Ignaz Witalm gestorben; er war Müller u. Wirtschaftsbesitzer und stand im 59. Lebensjahre. Im Reichsrat vertrat er den Wahlkreis Mistelbach-Makau. — In der Nacht zum 23. Sept. starb in Karolinenthal der frühere Präsident der ehemaligen Wenzels-Vorschußkasse Mgstr. Johann Drozd. — In Wien ist am 20. Sept. der vielgefeierte Hofchauspieler Jos. Rainz an Darmkrebs gestorben. Er war 52 Jahre alt. — Am 25. September wurde in Pfeffersberg in Südtirol bei Anwesenheit der Erzherzöge Eugen und Theodor Salvator ein Denkmal für Peter Mahr,

den Wirth an der Mahr, enthüllt. Fürstbischof Altenweisel las die Festmesse.

Deutschland.

Sozialdemokratischer Parteitag in Magdeburg. Vom 18. bis 24. Sept. wurde in Magdeburg der Parteitag der reichsdeutschen Sozialdemokratie abgehalten. Derselbe wies wiederum manche Sturm-Scenen und viel gegenseitige Beschimpfung auf und endete schließlich mit einem Krach zwischen den süddeutschen Genossen und den Vorwärts-Leuten, sowie zwischen den Radikalen und Revisionisten. Den badischen Genossen wurde tüchtig der Kopf gewaschen, weil sie gegen das sozialdem. Prinzip des Budget bewilligt hatten und zu Hofe gegangen waren. Doch wollte Bebel es nur mit einer Verwarnung bewenden lassen. Allein die radikalen Sozialisten beschlossen auf Antrag des Abg. Zubeil, daß sofort der Ausschluß aus der Partei erfolgen solle, sobald die badischen Genossen wieder für das Budget stimmen würden. Vor der Abstimmung entfernte sich der alte Bebel, aber niemand kümmerte sich um ihn, da er es sowohl mit den Radikalen wie mit den Revisionisten verdorben hat. Der Parteitag protestierte auch gegen den Empfang und die polizeiliche Bewachung des russischen Zaren und drohte wieder mit dem Generalstreik, falls das allgemeine, gleiche, direkte Wahlrecht für alle Staatsbürger beiderlei Geschlechtes vom 20. Lebensjahre bewilligt werde. Zuletzt wurde für die kommenden Wahlen ein Wahlbündnis mit den Liberalen gutgeheißen. Die Sozialdemokraten kehren also zu ihren Vätern zurück. Die reichsdeutschen Genossen sind mit dem Verlaufe ihres heurigen Parteitages wenig zufrieden. Es krachte überall, in Kopenhagen wie in Magdeburg.

Italien.

Mit der Flugmaschine über die Alpen geflogen. Großes Aufsehen erregt der Flug über den Simplonpaß nach Italien, der dem Flugkünstler Chavez am 23. September nachmittags in ungefähr einer Stunde gelungen ist. Bei der Landung in Domodossola (Provinz Novara in Norditalien) wurde der Apparat vom Winde zur Erde geschleudert. Dabei hat sich Chavez das linke Bein gebrochen und mußte ins Spital gebracht werden. Er dürfte auch innere Erschütterungen erlitten haben und einige Wochen zur Genesung bedürfen. Sein Apparat ist beschädigt. Dem kühnen Flieger wurde der Preis von 50.000 Franks zuerkannt. Chavez äußerte sich über den Flug, daß er schrecklich gewesen sei. Er war in Sturm und Schneetreiben geraten und glaubte sich dem Tode geweiht.

Zeitgeschichtchen.

Die pünktliche Uhr.

In einem Gasthause gab es keine Uhr. Ein Gast frug deshalb die Wirtin: „Es

ist merkwürdig, daß Sie keine Uhr in Ihrer Wirtsstube haben; wie kommt denn das?“ — Da gab die Wirtin die nötige Aufklärung: „Wozu brauche ich denn eine Uhr; ich weiß doch allemal, woran die Zeit abends ist. Um 7 Uhr kommt der Herr Professor; wenn er sein zweites Glas fordert, ist's 8, dann spielt er mit dem Doktor, dem Schneidermeister, dem Schufter und dem Schlosser Karten; halb 9 Uhr zanken sie sich zum erstenmale. Um 9 Uhr kommt dann noch eine andere Gesellschaft und spielt, die zankt sich schon halb 10 Uhr. Um 10 Uhr geht dann der Streit allgemein los, so daß um halb 11 Uhr die unvermeidliche Keilerei beginnt und um 11 Uhr die Polizei sämtliche Gäste hinausschmeißt. Das ist meine Uhr und die trifft alle Abende genau ein.“

Das Rasiermesser.

Ein Fremder ließ sich in der Stadt rasieren und erkannte zu seiner Überraschung in dem Rasierer einen alten Freund. Nach der Begrüßung frug er um die näheren Verhältnisse und als er im Nebenzimmer eine Frau mit ziemlich bissigem Gesicht bemerkte, meinte er: „Das dort ist wohl Deine Schwiegermutter?“ — „Ja!“ — „Wie, da hast Du wohl auch keine goldene Reiten?“ — „O, wir vertragen uns prächtia.“ saate der Rasierer. — „So, na das wäre wirklich was seltenes!“ — „Ja, weißt Du,“ saate er erläuternd, „die Sache ist so: sie hat einen tüchtigen Schnurrbart und da muß ich sie öfter rasieren, wenn sie mal was anfangen will, brauch ich ihr bloß das Rasiermesser zu zeigen — und alles ist wieder in Ordnung.“

Viel verlangt.

Ein Luxemburger Bürger, namens Breisch, hatte in der Luxemburger Abteilung der Brüsseler Weltausstellung eine Anzahl von ihm gearbeiteter Schmuckfachen ausgestellt, die in der Nacht vom 23. Juli gestohlen wurden. Er gibt deren Wert auf 14 000 Franks an. Kaum war die Nachricht von dem Diebstahl durch die Zeitungen gegangen, da erhielt Herr Breisch von der belgischen Zollverwaltung ein Schreiben folgenden Inhaltes: „Da Ihre Schmuckfachen zollfrei nach Belgien eingeführt sind in der Voraussetzung, daß sie nach Schluß der Ausstellung wieder ausgeführt werden — diese Voraussetzung aber nach dem Diebstahl hinfällig wird, indem die Sachen nunmehr auf belgischem Gebiete dauernd verbleiben werden — werden Sie aufgefordert, die entfallenden Zollsätze für die gestohlenen Gegenstände sofort zu entrichten.“ Herr Breisch soll geantwortet haben, er schiebe die Verpflichtung zur Erlegung der Zollgebühren auf den Dieb ab. Vielleicht macht diesen die Zollverwaltung ausfindig, nachdem die Polizei bis jetzt sich auf den Standpunkt gestellt hat, die Sache gehe sie gar nichts an. —

D halt' nur aus in schwerer Stunde,
Verzage nicht in Sturmesgraus;
Sinab zum ewigen, tiefen Grunde
Wirf des Gebetes Anker aus.

Missionswesen.

Die Missionen.

Eine großangelegte Rede über die Missionsgeschichte hielt auf dem Augsburger Katholikentage der Generalsuperior und Abt Norbert Weber, St. Ottilien (Oberbayern).

Er streift zunächst die Missionsgeschichte unter Papst Gregor dem Großen, wie damals durch die Völkerwanderung Christus in alle Länder Europas hineingetragen wurde. Es begann sich das christliche Europa aufzutürmen. Heute verketteten alle Völker internationale Interessen, sie fügten alle Menschen zusammen und bringen sie in ein Abhängigkeitsverhältnis. Soll da nicht auch das Kreuz ein Glied in dieser Kette bilden, um die Völker mit ihrem unverrückbaren Zentrum, mit Gott, zu verketteten?

Für mehr als 1000 Millionen Heiden hebt eine entscheidende Krisis an. Der eine Teil dieser heidnischen Volksmassen, tiefstehende Naturvölker, ist aufgeteilt unter die Kolonialmächte. Von diesen sollen sie die Kultur bekommen. Auf der anderen Seite nähern sich die gewaltigen heidnischen Kulturstaaten, insbesondere des östlichen Asiens, dem kulturstolzen Europa; sie wollen sich bei ihm äußere Zivilisation, die Errungenschaften der Technik, gelehrte Wissenschaften holen. In dieser Situation muß auch die Weltkirche ihre Aufgabe erfüllen.

Die Lage ist günstig, aber sie drängt vor allem bei den Millionen Völkern im Osten. Japan gibt der Missionsbewegung einen deutlichen Wink. Kaum hat es soviel von Europa hinübergewonnen, daß es in kulturellem Übergewicht über seine Gegner Herr wurde, da will es sich schon wieder in die unnahbaren Bollwerke nationaler Selbständigkeit zurückziehen und mit den außernationalen Kräften auch das Christentum von sich fernhalten.

Wird China, das bewundernd auf das siegestrunkene Inselreich schaut, nicht ebenso wie Japan, sich für kurze Zeit dem europäischen Einfluß in die Arme werfen wollen, um sich dem dann rasch wieder zu entreißen? Jetzt legt es noch selbst Brechen in seine morischen Mauern, um die europäische Kultur einzulassen. Jetzt muß auch das Christentum mit einziehen!

Aber was bedeuten die zweitausend Missionäre in einem Volke von vierhundert Millionen? Den Tropfen im Eimer. Wie sollen sie auf Eroberungen ausziehen, da die Pastoration der Millionen Christen ihre Kraft zum großen Teile absorbiert? Unter den jetzigen Bedingungen, wo auf einen Missionär 500 Christen und 200.000 Heiden treffen, ist eine Befehung Chinas ausgeschlossen.

Nach Korea greift der jetzige Einfluß direkt hinüber. Nur kurze Frist ist nach menschlichem Ermessen dem Arbeiten der Missionäre gesteckt, um jenen herrlichen Boden, der noch von frischem Märtyrerblut gerötet ist, zu bebauen. Japan wird

gar bald auch seine Provinz dem fremden Einflusse verschließen.

Jetzt oder nimmer! so müssen wir Menschen das Aufleuchten am Himmel deuten. Das katholische Abendland soll in flammender Missionsbegeisterung auf dieses hoffnungsvolle Leuchten antworten.

Es ist mir unmöglich, in wenigen Minuten vom fernen Osten her Land für Land zu durchwandern und die großen Aufgaben, die lockenden Aussichten für die Verbreitung des Glaubens zu schildern. Ich will als Gegenstück zu den heidnischen Kulturstaaten des Ostens die Naturvölker Afrikas gegenüberstellen, die als Fetischdiener auf der tiefsten Stufe der Kultur stehen. Es scheint ja Afrika bei seiner verhältnismäßig geringen Bevölkerung etwas günstiger mit Missionären versorgt zu sein. Aber bei seiner ungeheuren Ausdehnung wachsen auch die Schwierigkeiten der Missionierung ins Ungemessene. Wieder die Frage: Was bedeuten die 1800 Missionäre in einem ganzen Erdteil? Württemberg und Baden haben zusammen mehr Priester als ganz Afrika, wo die 800.000 Katholiken unter den 200 Millionen Heiden fast verschwinden. Wie da das Ziel erreichen, um das der Weltheiland so innig gefleht hat: daß doch alle Eins werden möchten?

Die Wege zu diesem Ziele gehen anders, als bei den Kulturvölkern Asiens. Mühereiche soziale Vorarbeiten müssen den Boden für das Christentum bei den wilden Naturvölkern erst herrichten. Fast will dem Missionär der Mut sinken, wenn eine Hungersnot die andere ablöst, wenn eine Seuche um die andere das Volk dezimiert, wie in Indien und in Innerafrika, und wenn er damit den Erfolg seines Wirkens stets von neuem in Frage gestellt sieht. Kein Wunder, wenn unter dem Drucke solch sozialen Tiefstandes die Herzen der Wilden nur schwer sich für die Ideale der Religion, nur langsam für die Opfer des Christentums begeistern lassen. Ein mühsames Werk, an dem viele Kraft sich verzehrt, gar oft deswegen, weil ihr die materiellen Mittel fehlen, um der sozialen Not wirksam zu steuern.

In einer anderen Beleuchtung zeigen sich die heidnischen Kulturvölker. Freilich ist auch dort nur allzu oft eine übergroße Not zu bekämpfen, die sich all überall mit schwerem Druck auf das Heidentum legt, aber gleichwohl, das Hauptmittel, wodurch die Mission diesen Völkern imponieren und sie allmählich Christo näher rücken kann und muß, das ist die Schule.

Nur durch die Schule

kann das Christentum sich seine Existenzberechtigung in Japan erhalten. Nach Hochschulen verlangen China und Korea. In Indien, wo die Kirche nur mit Mühe die Eroberungen früherer Jahrhunderte behaupten und erweitern kann, haben die Väter der Gesellschaft Jesu und die Söhne des h. Franziskus unter ungeheuren Opfern an Geld einige, freilich muster-giltige Universitäten gegründet, um den

zahlreichen Schöpfungen protestantischer Missionstätigkeit wenigstens ein kleines Gegengewicht gegenüber zu stellen.

Aber warum hat man es versäumt, in Indien, Japan, Korea Schulen zu gründen, Lehrer heranzubilden? Versäumt? Vielleicht da und dort unter dem Druck überwältigender Seelsorgsarbeiten; in 99 Fällen nicht gekonnt, weil Geld und Personal fehlte. Das sind alte und doch stets neue Wunden, über die unsere Missionäre klagen. Wunden sind rasch aufgedeckt, schwer geheilt. Doch die Liebe vermag alles.

Für die großen Schulen und deren Unterhalt in den Kulturländern, für ihre Waisenhäuser und Hospitäler, für die hungernden Neger und die unglücklichen Südseeinsulaner, für sein armseliges Missionskirchlein fleht der Missionär zu mildreichen katholischen Herzen. Und doch, durch alle diese bitteren materiellen Sorgen drängt sich die noch dringendere Bitte hindurch in den Vordergrund: „Sendet uns Priester, sendet uns Mitarbeiter!“

Nicht mit Neid, nein, mit ungeheuchelter Bewunderung und Anerkennung verfolgen wir die großartigen Millionenstiftungen eines Rockefeller. Er hat damit die protestantische Missionstätigkeit wesentlich gefördert und ihr im Verein mit dem übrigen amerikanischen Kapital vielerorts ein Übergewicht über die katholische Mission gegeben. Ein Roosevelt hat es verstanden, die amerikanische Jugend für die großen nationalen Zwecke in China zu begeistern. Soll das Bewußtsein, den wahren Glauben zu besitzen, soll die Erkenntnis der Pflicht, diesen Glauben auch anderen zu bringen, soll das Interesse Gottes, soll die Macht der Wahrheit nicht gleiche Wirkungen hervorzubringen imstande sein?

Nimmer soll in Zukunft der Notschrei eines Missionärs ungehört verhallen. Könnte auch Gold und Silber, könnte der Soller der Witwe noch höher umgewertet werden, als wenn damit unsterbliche Seelen für den Himmel erkaufte werden? Und auch an euch, katholische Jünglinge, eine Frage: Wenn Opfersinn, wenn Seelenrettung, wenn Arbeiten für Christus, wenn Sterben für Christus Ideale sind, ist's notwendig, große Herzen auf dieses Ideal erst aufmerksam zu machen? Große Ideale reizen ja große Herzen.

Das größte Weltideal ist das Kreuz, u. was mit dem Kreuze gestempelt ist, rückt diesem Ideale näher. Das Missionsleben trägt den Kreuzstempel, und ich muß ihn zeigen, wenn ich einen Einblick in die Missionslage geben will.

(Schluß folgt.)

Erziehungswesen.

Der Einfluß der Mutter auf die Söhne.

Ein glänzender Redner sprach sich über obiges Thema aus und er erzielte einen großen Beifall. „Meine Mutter!“ das waren seine Worte, mit denen er begann.

Ein amerikanisches Blatt schreibt darüber: Welch eine Welt von Liebe bergen diese Worte! Ein Vertrauen strömen sie aus, eine Hingebung, eine starke Treue. Ein Gedenken sind sie, so rein, so erhaben, zärtlich und doch voll Hochachtung. So möchtest auch du von deinem Sohne geliebt sein, sag es nur, Mütterchen dort im weißen Haare und du, junge Mutter, mit dem Glücksgefühl im Herzen und dem Erstgeborenen in weichen Armen. Du kannst es sein — werden.

Stehen doch die Beispiele nicht vereinzelt da und lehrt es fast täglich die Erfahrung, daß gerade die Mütter den meisten Einfluß auf ihre Söhne, wie umgekehrt die Väter auf die Töchter haben. Und dieser Einfluß der Mutter auf die Söhne, er wirkt still, stetig, und doch so sicher. Er ist wie eine Gewöhnung. Und diese Gewöhnung soll eine „Liebe“ werden.

Sei ein Beispiel deinem Sohne, o Mutter, in der Frömmigkeit, in der Hochhaltung des Glaubens, in der Achtung vor dem Mitmenschen. Sieht dein Sohn dich beten mit Inbrunst und aus vollem Herzen, so leicht wird er es nicht vergessen. Sei nachsichtig; denn jeder kleine Jungenstreich ist noch kein Verbrechen, sondern oftmals nur der Ausfluß eines köstlichen Humors. Und hier könnte dir das Vertrauen deines Knaben entgehen, jene reine, ungetriebene Ader, die wie ein klarer Quell aus des Knaben Seele sich ins Herz der Mutter ergießt.

Mußt du strafen, sei milde. Der Strenge des Vaters, seiner überlegenen Kraft, gehorcht der Sohn oft mit verbissenem Widerstreben, dem milden Mahnen und Warnen und Zurechtweisen der Mutter öffnet sich leichter das trotziges Herz. Im Vater sieht er die Gewalt über sich, den Herrscher, in der Mutter die sorgende Liebe.

Sei aber trotz der Milde fest und verlange Gehorsam; denn das erwirbt dir deines Sohnes Achtung, wo hingegen Unbeständigkeit zuerst Zweifel, dann Mißtrauen und sogar Mißachtung erzeugen würden.

Sei heiter! Eine oft sehr schwere Anforderung, wenn man bedenkt, wieviel ein Muttergemüt, ein Mutterherz und Mutterschultern tragen müssen. Selbstbeherrschung, Überwindung gehören dazu, schwere und notwendige Pflichten.

Gleichmäßig heiter sollst du sein, nicht launisch, wetterwendisch. Verberge Empfindsamkeit, Groll vor deines Sohnes Augen; an deiner schönen Ruhe wird er sich emporranken zu männlicher Beständigkeit, zu starkem Wollen. Laß ihn nie Einblick gewinnen in kleine, häusliche Zwistigkeiten. Meinungsverschiedenheiten kommen oft vor, überall. Die fechte mit deinem Manne aus; halte deinen Söhnen den Spiegel einer wahren, christlichen Häuslichkeit ungetrübt. Wenn sie dann später das Leben in seinen Unvollkommenheiten sehen, dann werden sie dir Dank wissen für ihre ungetriebene Jugend, werden in dir die reine Frau schauen, u.

dies Ideal wird ihnen eine mächtige Schutzwehr sein in manchen Gefahren und Versuchungen.

Auf den Versuch kommt es an, o Mutter! Deines Sohnes Liebe sei das Ziel. Überwinde die Hindernisse, überwinde vor allem oft dich selbst. Merke die angegebenen Richtwege, und du wirst das vorgesteckte Ziel erreichen.

„Meine Mutter“ wird auch zu dir ein Sohnesherz in Stolz und Liebe sprechen.

Gesundheitspflege.

Ein Wohltäter der Menschheit.

Einen Wohltäter hat die Menschheit, der keinen Unterschied macht, zwischen reich und arm, zwischen jung und alt, der alle liebend umfängt und sie erquickt: das ist der Schlaf. Wer hätte noch nicht das Wohlgefühl empfunden, sich nach einem gesunden, erfrischenden Schlaf zu erheben, wie neu geboren fühlt man sich und neue Lebensenergie durchflutet die Adern. Wer je an Schlaflosigkeit gelitten, weiß den Wert des Schlafes am besten zu schätzen und nichts wirkt verderblicher, schwächt den Körper und zerrüttet die Nerven so, wie schlaflose Nächte. Darum ist für die Körperpflege auch ein hinreichender, ruhiger Schlaf von Bedeutung, und wo er sich nicht von selbst einzustellen pflegt, da bedarf es der Nachhilfe, die aber zuerst eine natürliche sein soll und nur im alleräußersten Notfalle und im Einverständnisse mit dem Arzt darf man zu einem der künstlichen Schlafmittel greifen, welche, einmal angewandt, meist Wiederholung fordern, aber dann ihre schädlichen Nebenwirkungen auf den Organismus äußern.

Die Schlaflosigkeit kann körperliche od. geistige Ursachen haben und es ist in diesem Falle vor allem unsere Aufgabe, den Gründen der Schlaflosigkeit nachzugehen, um das Übel mit der Wurzel auszurotten. Körperliche Ursachen der Schlaflosigkeit od. schlechten, mit schweren Träumen verbundenen Schlafes gibt es verschiedene. Zunächst soll man nicht knapp vor dem Schlafengehen eine reichliche Mahlzeit einnehmen, da sonst die gereizten Magenerven den Organismus beeinflussen und entweder den ruhigen Schlaf verhindern oder schwere Träume, mitunter auch das sogen. „Alpdrücken“ hervorrufen; letzteres kann übrigens auch von einem schweren Oberbette kommen, welches einen Druck auf den Körper ausübt.

Eine andere körperliche Ursache der Schlaflosigkeit ist physische Ermüdung. Weit ausgedehnte, anstrengende Spaziergänge, anhaltendes Bergsteigen, bringen oft das Gegenteil des gewollten Zweckes, statt der gewünschten Erholung folgt ihnen Abspannung, es sammeln sich bei solcher Ermüdung im Körper Zerfallstoffe, die man als „Ermüdungsgifte“ bezeichnet und deren hauptsächlichstes die Kohlensäure ist. Daß unter solchen Umständen auf einen normalen Schlaf nicht zu rechnen ist, ist selbstverständlich. Aber

auch äußere Ursachen können das Einschlafen verhindern, insbesondere Lärm, darum soll das Schlafzimmer eine möglichst ruhige Lage haben. In einem überheizten oder schlecht gelüfteten Schlafzimmer wird man auch nicht gut schlafen, besser in einem kühlen und luftigen Zimmer; oft ist aber auch das Lager der individuellen Eigenart nicht angepaßt, vielleicht zu hart oder zu weich, die Kopfpolster zu hoch od. zu nieder usw.

Noch mehr aber als die körperlichen Ursachen liegen der Schlaflosigkeit psychische Einflüsse zu Grunde. Vor allem, wenn man sich zum Schlafen legt, weg mit allem Grübeln, sonst kommt das Gehirn nicht zur Ruhe und der Schlaf flieht zum Schaden des Körpers die müden Lider. Personen mit fester Willenskraft sind imstande, sich niederzulegen, und sich zu sagen: „Ich will jetzt schlafen“, um sofort den gewünschten Schlaf zu finden. Gehet hin und tuet desgleichen! Wenn es auch nicht gleich das erstemal geht, unverdrossen an der Aufbaumung eines starken Willens arbeiten und man wird die Tatsache, daß der Körper dem Geiste, dem starken Willen, untertan ist, bestätigt finden.

(Schluß folgt.)

Für Haus und Küche.

Rostbraten mit Paradiesäpfeln. In etwas Schweinschmalz läßt man eine feingewiegte Zwiebel gelblich anlaufen und gibt zwei gutgeklopfte, von allen Knochen befreite Rostbraten, nebst 6 bis 8 Paradiesäpfel, welche man vorher in mehrere Teile zerbricht, Pfeffer und Salz dazu, und läßt sie 1½ bis 2 Stunden mit etwas Suppe, zugedeckt weich dünsten. Man staubt sie mit 1 Kaffeelöffel voll Mehls, läßt die Sauce verkochen, passiert sie und richtet sie über die geteilten Rostbraten an. Man gibt Maccaroni oder Erdäpfel dazu.

Paprika-Hühner. 2 Hühner pußt man und schneidet sie je nach der Größe in 4 oder 6 Teile. In 8 Deka Butter läßt man viel fein geschnittene Zwiebel anlaufen, gibt die gesalzene Hühnerstücke darauf und läßt sie zugedeckt dünsten. Wenn der eigene Saft verdunstet ist, staubt man die Hühner mit etwas Mehl, vergießt sie mit ½ Liter saurem Rahme, würzt sie mit viel pulverisiertem Paprika und läßt sie aufkochen. Beim Anrichten wird die Sauce passiert.

Für den Landwirt.

Wie muß eine gute Weide aussehen?

Eine gute Viehweide muß in erster Linie so gut bewachsen sein, daß die aufgetriebenen Tiere wirklich reichlich Nahrung finden und gut ernährt werden können. Eine gute Weide hat den richtigen Feuchtigkeitsgehalt und wird auch in den Sommermonaten nicht zu trocken, so daß es nie an Futter mangelt. Bei der Neuanlage von Weiden soll daher stets auf die

richtige Mischung von Weidegräsern Bedacht genommen werden; ältere Weiden können oft auch ohne Umbruch durch eine Nachsaat von gutem Grassamen und durch Düngung verbessert werden. Die mineralischen Dünger, unter welchen sich in den letzten Jahren besonders das Knochenmehl bewährt hat, streut man am besten im Herbst aus, wenn das Vieh abgetrieben ist. Die Nachsaat von Samen erfolgt im Frühjahr; dieselben werden durch eine Wiesenmoosegge untergebracht. Ein Hauptfordernis für eine gute Viehweide ist das Vorhandensein von frischem, gesundem Wasser zum Tränken des Viehes. Die Weidetiere dürfen nie aus Pfützen und Gräben trinken, die schlechtes, stehendes Wasser haben. Durch schlechtes Wasser wird der Grund zu vielen inneren Krankheiten gelegt. Gegen Hitze, Sturm, kalte Regen und andere Witterungseinflüsse müssen die Tiere geschützt werden u. zw. entweder durch Baumgruppen, durch kleine Gehölze oder durch provisorische Stallräume. Wenn die Witterung andauernd naß oder kalt ist, müssen die Tiere in Ställen verwahrt werden. Der Auftrieb darf nicht früher erfolgen, bis nicht die Tiere genügend Futter auf der Weide finden. Wer das Vieh zu früh austreibt, verdirbt sich nicht nur die Weide, sondern er schädigt auch sein Vieh, das dann leicht den Durchfall bekommt. Kinder unter 9 Monaten und Fohlen bis zu 1 Jahre gibt man mehr wegen der Bewegung im Freien als wegen der Ernährung auf die Weide. Damit solche Tiere nicht in ihrer Entwicklung Schaden leiden, muß durch Beifütterung von Heu und Kraftfutter gesorgt werden. Die Weide hat überhaupt nur dann einen Zweck, wenn die Tiere wirklich gutes, d. i. nahrhaftes Gras, gemischt mit guten Kräutern und Kleearten, erhalten. Zu diesem Zwecke ist eine Kaliphosphatdüngung von 6—8 Meterzentnern Knochenmehl und ebensoviel Kainit pro Hektar notwendig und macht sich auch gut bezahlt. Eine solche Düngung reicht auch 2 Jahre aus, worauf dann mit 4—5 Meterzentnern pro Hektar in den nächsten Jahren nachgeholfen werden muß.

Gemeinnütziges.

Der Essig spielt in der Küche eine große Rolle, weil er zur Bereitung vieler Speisen verwendet wird. Der beste Essig ist der Wein-Essig, wenn er echt ist. Doch wird der Essig ebenso, wie andere Genußmittel, vielfach gefälscht und als schlechte, ja mitunter schädliche Ware in den Handel gebracht. Echter Wein-Essig wird aus Wein bereitet. Man läßt zu diesem Zweck den Wein an einem lauwarmen Orte oder an der Sonne stehen, bis er den Essig-Geruch hat. Nach 8 oder 14 Tagen ist dies geschehen, und dann kann man allmählich noch einmal soviel Wein nachschütten, der hierauf schnell zu Essig wird. Auch aus Obst bereitet man guten Essig. Derselbe wird aus Obstmost hergestellt.

Gemüse zu waschen. Man gießt in das zweite Spülwasser 2—3 Löffel voll Essig; dasselbe macht das Gemüse frisch und zieht die Insekten heraus. Blumenkohl legt man mit den Köpfen nach unten in die Schüssel und läßt ihn so eine Viertelstunde liegen.

Gegen Wespenstiche. Diese können lebensgefährlich werden, wenn solche im Hals während des Schluckens beigebracht werden. Sobald man spürt, daß man im Munde oder Hals gestochen ist, nehme man einen Teelöffel voll Kochsalz mit etwas Wasser angefeuchtet und verschlucke dieses langsam. Geschwulst und Schmerzen verschwinden hierbei in kürzester Zeit. Dieses einfache Mittel hat sich in manchen Fällen schon vorteilhaft erprobt.

Rohe Kartoffeln gleich beim Einkauf auf ihre Güte zu prüfen. Um sich zu überzeugen, ob Kartoffeln, die man kaufen will, sich gut und mehlig kochen, beobachte man folgendes Verfahren. Man zerichneide eine Knolle und reibe beide Stücke aufeinander; wenn dieselbe gut und mehlig ist, so kleben die beiden Stücke zusammen und es zeigen sich an den Rändern und in der Oberfläche ein leichter Schaum. Wasser darf selbst beim Druck kein Tropfen ausfließen, wo dies der Fall ist, kochen sie sich wässerig und sind von schlechtem Geschmack. In der Farbe soll das Fleisch weiß sein oder etwas ins gelbliche spielen. Von ganz gelbem Fleisch kochen sich die Knollen nicht gut.

Buntes Allerlei.

Verschiedene Stiftungen.

Es war in der Schule. Der Lehrer hatte seinen Schülern über die Wohlfahrtseinrichtungen der heutigen Zeit gesprochen u. ihnen über verschiedene Arten von Stiftungen erzählt, z. B. von Waisenhausstiftungen, Blinden-Instituts-Stiftungen, Krankenhausstiftungen usw. Dann frug er: „Kann mir einer von Euch noch eine Stiftung nennen?“ — Ein Schüler aus den letzten Bänken zeigte sich und rief: „Brandstiftung“.

Er dürfte auch recht haben.

Der amerikanische Milliardär Rockefeller pflegte sein Frühstück in einem verhältnismäßig billigen Restaurant in seiner Heimatstadt Cleveland einzunehmen. Er bestellte jeden Tag Roastbeef und Kartoffeln und hatte dafür 1 K 50 h zu zahlen. Eines Tages wurde der Preis auf 2 Kronen erhöht und Rockefeller, der bisher dem Kellner 50 h Trinkgeld gegeben hatte, setzte diesen Betrag auf die Hälfte herab. Der Kellner, dem dies nicht recht war, sagte: „Herr Rockefeller, wenn ich so viel Geld hätte wie Sie, würde ich doch die lumpigen 25 Heller nicht so fest halten.“ — „Junger Mann“, gab der Milliardär zurück, „Wenn Sie lumpige 25 n so fest hielten wie ich, wären Sie jetzt nicht Kellner.“

Nur bei Feuer berühren.

In einem kleinen Gasthof in der Sommerfrische war eine sehr wenig reisege-

wandte Dame vom Lande auf einige Wochen eingekehrt. Dem Wirt fiel auf, daß sie jeden Abend mit ihrer Wasserkanne die Treppe herunterkam und sich selbst Wasser holte. Er fragte sie, warum sie nicht nach dem Hausdiener klingelte, daß er ihr das Wasser brächte. — „Aber in meinem Zimmer ist doch gar keine Klingel“, erwiderte sie verwundert. — „Was, keine Klingel? Gestatten, gnädige Frau, daß ich sie Ihnen zeige!“ — Er nahm ihr die Wasserkanne ab und geleitete sie in ihr Zimmer. Dort zeigte er ihr den Druckknopf, der elektrischen Klingel? — „Wirklich?“ rief die Dame aus, „das ist eine Klingel? Der Hausdiener hat mir aber doch gesagt, das wäre der Feuermelder, den dürfte ich keinesfalls berühren — nur bei Feuer!“ — Der Hausdiener mußte nun die unangenehme Erfahrung machen, daß Faulheit manchmal zur Arbeitslosigkeit führen kann.

Der Schlaue.

„Du, Jokeli“, fragte einst der Lehrer, „sage mir, wie viel ist 7 und 7?“ — „14, Herr Lehrer.“ — „Gut! Und 8 und 8?“ — „16.“ — „Auch recht! Und nun: Die Hälfte von 14?“ — „7.“ — „Und die Hälfte von 16?“ — „8... natürlich!“ — „Und die Hälfte von 15?“ — Da macht der Jokeli große Augen und ein ellenlanges Gesicht, kratzte sich am Hinterkopf und meinte zögernd: „Na... jetzt hast mi' aber schön erwischt! Sag' i' 7, ist's z'wenig, sag' i' 8, ist's z'viel!“

In München.

Der Schnellzug von Berlin war eben in München eingefahren und ein Strom von Reisenden ergoß sich auf den Bahnsteig. Ein blasser Herr tritt an den Schaffner des Zuges heran und fragt ihn höflich, ob er ihm hier nicht ein Restaurant mit alkoholfreien Getränken empfehlen könne. „Wia, zeig'ns amol Ihr Fahrkart'n!“ — Etwas erstaunt meinte der Fremde: „Was hat denn meine Fahrkarte damit zu tun?“ — „I will bloß schaug'n, ob Sie net an a falsch'n Station ausgstiag'n san.“

Die Gans.

Lehrer: „Nun Kinder, wer kann mir aufzählen, was man alles von der Gans gewinnt?“ — Frida: „Gänsegrieben.“ — Lehrer: „Gut. Weiter noch?“ — Ida: „Schmalz.“ — Lehrer: „Und was noch?“ — Lina: „Fleisch.“ — Lehrer: „Und weiter?“ (Alles schweigt.) „Nun Frida, was habt Ihr denn im Bett?“ — Frida: „Wanzen, Herr Lehrer.“

Der reichste Fürst.

Der reichste Fürst ist der Kaiser von Osterreich, denn er besitzt vier Häuser; der zweite ist der König von Preußen, welcher zwei Häuser, Herrenhaus und Abgeordnetenhaus, besitzt; ebenso der König von England mit zwei Häusern, dann der König von Bayern und der von Italien, die nur noch zwei Kammern besitzen; sodann folgt der König von Sachsen mit nur einer Kammer; hierauf der Kaiser von Rußland, welcher gar nur ein Kabinett hat, hierauf der Sultan, der sich nur mehr

eines Divans erfreut, dann der Fürst von Monaco, der nur noch eine Bank sein eigen nennt.

Ach, die Männer!

„Warum hat denn g'rad mich unser Herrgott so g'straft mit einem solchen Sauf Lumpen von einem Mann! Eine Flaschen Schnaps nach der andern muß ich ihm holen; und wenn ich nit alleweil die Hälfte abtrinken und dafür Wasser 'neinschütten tät' — mein Gott, was hätt' der Mann jeden Tag für einen Gels-rausch!“ so klagte und jammerte die Flickmayerin, als sie mit der Schnapsflasche zum Schnapsjuden trollte.

Wie August Vogel Schneider wurde.

August Vogel war der Sohn frommer Eltern und von Jugend auf ein Unglücksrabe. Aus der Schule entlassen, verpackete ihn seine gute Mutter — der Vater war bereits gestorben — auf einen großen Gutshof. August war fleißig, folgsam u. anständig und stieg tagtäglich in der Wertschätzung seiner Borgesekten. Eines Tages wurde ihm eröffnet, daß er nun groß und stark genug sei und zu den Ochsen passe, er möge anspannen und Kartoffeln pflügen. Und August zog los. Alle drei Stunden mußte er einen Ochsen wechseln, er selbst aber sollte den ganzen Tag aushalten im Kartoffelfelde. Pflügen war für August eine ungewohnte Arbeit, er wurde hundemüde dabei. Als er zum drittenmale den Ochsen wechselte, konnte er kaum noch gehen vor Müdigkeit. Auf einmal schoß ihm folgender Gedanke durch das Gehirn: „Es ist genug, wenn einer geht, der andere kann reiten“. Gedacht, getan. August führte den anderen an einen kleinen Abhang und stieg auf. Der Ochse aber, der noch niemals einen anderen getragen, hob den Kopf, ringelte den Schwanz und fort ging's im gestreckten Galopp. Unserm August wurde nun doch etwas ungemütlich zu Mute, besonders als er merkte, daß sein Reittier in ein Wäldchen mit niederem Gestrüpp einbog. Krischan Donnerwetter, ein Freund und Mitarbeiter von unserem August, beschäftigt in der Nähe des Wäldchens, rief ganz erstaunt, als er die beiden kommen sah: „Wo mutte denn henn, August?“ — „Dat weesß der liebe Herrgott un diese Osse“ — scholl es ihm leuchend entgegen und verschwunden waren beide. Nun ging es fast 10 Minuten durch Gestrüpp und Dornen, und in diesen 10 Minuten wurde der Grund gelegt zu Augustens jetzigem Meßgeschäft. Als der Ochse seinen Reiter etwas unsanft ablegt und letzterer sein leibliches Ich einer Revision unterzogen, bemerkte er, daß das Hinterteil seiner Weste vollständig zerrissen und auch der Hosenboden arg zerschunden war. Da August eine zweite „Alltagsmontur“ nicht hatte, mußte er, um nicht den fatalsten Teil seines hinteren Menschen einem ungewohnten Klima aussetzen — schneiden. Er ging also für eine Stunde ins Bett und flicke. Als Flecken für die Weste benutzte er den Hosenboden. Letzterer selbst wurde ergänzt aus Mutters Unterrock.

Als die Mutter abends die Leistung ihres August betrachtete, meinte sie: „Sunge, Du moßt 'n Snieer weeren, det Meesterstücke hekte all demacht“. Und so geschah es auch. August kam unter den Ochsen weg und wurde Schneiderlehrling. Heute ist er geachteter Meister. In Gesellschaft erzählt er gern, wer den ersten Anstoß dazu gegeben.

Die Zeitung der Bettler.

Daß sich die Bettler organisieren, ist nichts Neues. Weniger bekannt dürfte es aber sein, daß sie auch eine Zeitung haben, die sich zwar nicht mit Politik und Tagesereignissen beschäftigt, dafür aber um so eifriger die Interessen des Bettlerstandes vertritt. Diese Zeitung, die in Paris erscheint, zählt sehr viele Abonnenten und Leser. Wie die „Berliner Morgenpost“ meldet, enthält dieses Organ Notizen folgender Art: „Madeleine-Kirche, Dienstag mittags große Hochzeit, zwei Millionen Mitgift.“ — „In der Notre-Dame-Kirche, Mittwoch nachmittags 4 Uhr festliche Laufe eines Enkels der Gräfin K.“ — „Donnerstag, Begräbnis des Barons D., 2 Uhr nachmittags, vom Südportal der Saint-Martin-Kirche aus.“ — „Großer Empfang bei der Prinzessin B., Avenue du Bois-de-Boulogne, Freitag 4—7.“ Diese Notizen werden von den Lesern gierig aufgenommen und an den erwähnten Tagen erscheint dann zu den vorgemerkten festlichen Vorgängen ein großer Trupp zerlumpter Gestalten, um die Brosamen von den Tischen der Reichen zu sammeln. Da der Franzose bei festlichen Anlässen sehr freigebig ist, so ist die Ernte der Bettler meist eine sehr gute.

Das Rezept.

Ich habe ein Rezept geschrieben, Das sich bewährt zu jeder Zeit; Der es benützt, ist jung geblieben, Die Medizin heißt: „Fröhlichkeit!“

Verlängern kannst Du Dir Dein Leben, Wenn Fröhlichkeit Dir eigen ist; Sie gleicht der Sonne, die an Reben Die Trauben zeitigt, nährt und süßt.

Der Fröhliche wird selten klagen, Er nimmt die Sache leichter hin, Wird mit Geduld sein Los ertragen, Doch jener nicht, mit trübem Sinn.

Die Fröhlichkeit ist eine Gabe, Die jedem Menschen nicht zuteil, Sie zählt zur besten aller Gaben Und macht ein krankes Herz bald heil.

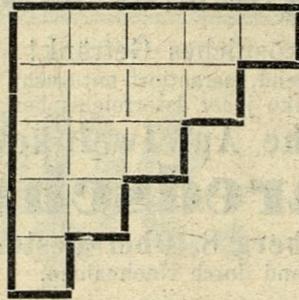
Wer fröhlich ist, im Herrn ergeben, So wie dereinst Sankt Paulus schrieb, Wird seinen Geist zu Gott erheben — Und solche Menschen hat man lieb.

Wenn alle Freuden Dir versagen, Nimm ein von dieser Medizin; Verstummen werden dann die Klagen — Und leben wird der frohe Sinn.

Anton D i f f a.

Rätsel-Aufgaben.

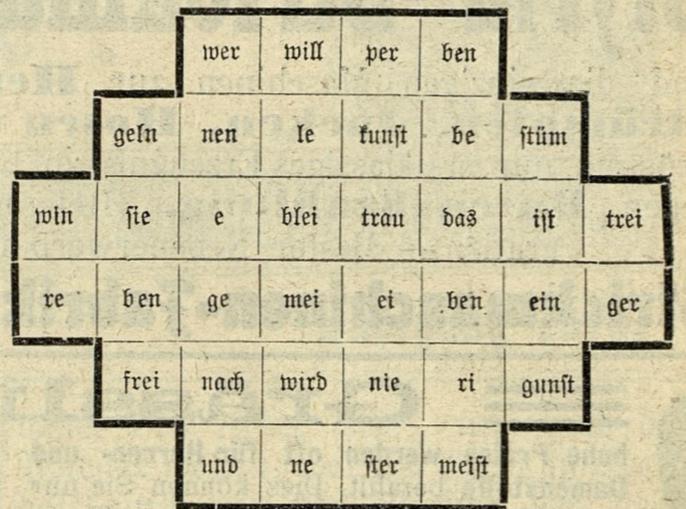
Magisches Dreieck.



In die Felder nebenstehender Figur sollen die Buchstaben a a, b b, e e, h, l l, n n, o o, r r, derart eingetragen werden, daß die einander entsprechenden wagenrechten und senkrechten Reihen gleichlautend folgendes ergeben:

- 1. Einen Titel. — 2. Biblischen Namen. — 3. Tier des Waldes. — 4. Teil von Polen. — 5. Einen Buchstaben.

Rösselsprung.



Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Kreuzrätsel:

- R
- Lid
- Stein
- Messina
- Reisepelz
- Farbenblind
- Riesengebirge
- Himbeersaft
- Brombeere
- Omnibus
- Birke
- Agae

Magisches Quadrat:

Rose, Oder, Seni, Gris.

Richtige Lösungen beider Rätsel sandten ein:

- M. Beck, Ronsperg; Jos. Dedelbacher, Kirchschlag (N.-De.); des Quadrats: M. Schreiner, St. Lorenzen; Stephanie Warburg, Wien.
- Richtige Lösungen aus Nr. 17: Jos. Tille, Plan; Franz Venz, Linz.

Liebe Freundin

gib acht, lasse dich nicht — — irreführen. Der „echte: Franck: Kaffee-Zusatz“ wird täuschend nachgemacht, daher Vorsicht beim Einkaufe! Schutzmarke Kaffeemühle!
In Eile grüßt dich herzlich
deine Marie!

Lebensstellung

findet, tüchtiger Herr durch Verkauf unseres berühmten echten Futteralkes an Landwirte und Wiederverkäufer. Auch als Nebenverdienst passend.
D. Gardung u. Co., Chem. Fabrik, Aussig-Schönbrunn (Böhmen.)

Apfelwein

Ein köstliches Getränk!

Gesundheitsfördernd, appetitanregend, garantiert naturecht. Von 50 Liter aufwärts 32 h pro 1 Liter franko jeder österreichischen Bahnstation.

Hygienische Apfelweinkelerei

Karl Paredschneider

Baumgartenberg 8, Ober-Oesterreich.
Versand durch Nachnahme.

Styria - Strickmaschinen

sind die einzigen Maschinen zur **Herstellung von Strümpfen, Jacken, Hosen u. s. w.** in allen Grössen, nur erstklassiges Erzeugnis zu billigen Preisen, auch gegen **Ratenabzahlung**. Referenzen und Preisliste gratis. — Bester Nebenerwerb für Frauen.

Strickmaschinen-Fabrik in Graz Nr. 75

Grässlich

hohe Preise werden oft für Herren- und Damenstoffe bezahlt. Dies können Sie nur vermeiden, wenn Sie direkt vom Tuchfabrikplatz kaufen. — Verlangen Sie daher kostenlose Zusendung meiner reichhaltigen

Herbst- und Winter-Musterkollektion.

Führe nur erstklassige Erzeugnisse und aparte Saisonneuheiten.



Tuchversandhaus **Franz Schmidt**
Jägerndorf 107 (Oesterr.-Schlesien).

Einzig vorzügliche Kaufgelegenheit für Händler als auch für Private.

40—50 Mtr. schön sortierte Reste bloss à K 16, 1^a 1^a Reste à 18 K

bestehend aus Blusen- und Hemden-Flanell, Mode-Rips, Zephyr, Hemden-Oxford, Bettzeuge, Schürzen-Stoffe, weiße Leinwand für Hemden und Beinkleider.

Die Reste sind 6—15 m lang, garantiert waschechte, und bester Qualität, versendet gegen Nachnahme

Leinen-Weberei Karl Kohn, Nachod Nr. 9.

Auf Wunsch sende ich von sämtlichen meiner Erzeugnisse Muster gratis und franko.

Billigste Einkaufsquelle!
Handgewebte Leinwand Rasenbleiche,

in allen Qualitäten und Breiten.

Reichhaltige Auswahl aller Arten Bettbezüge weiß u. bunt, Zulettis, Kaffee- und Speisegedecke, Handtücher, Geschirr- und Gläsertücher, Tisch- und Bettdecken, fertige Damenwäsche, Bettfedern und Daunen usw.

Fabrikniederlage der „Monopolgewebe“, vorzüglich geeignet für Leib- und Bettwäsche. Leinentaschentücher zu Original-Fabrikpreisen empfiehlt das

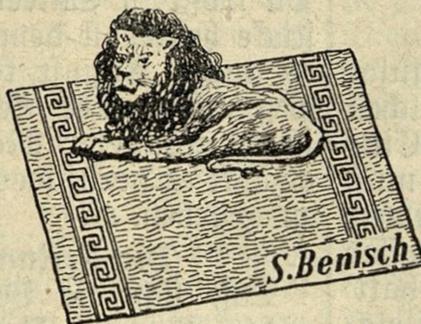
Versandgeschäft Paul Hentschel

(früher Marie Hentschel)

Schluckenau in Böhmen.

Muster auf Verlangen franko, doch ist deren Rücksendung Bedingung.

Flanell-Schlafdecken



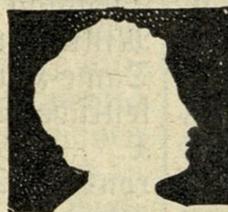
gute, dauerhafte Qualität, drapgrau mit bunter Bordüre, 2 m lang, 125 cm breit, 1 Stück 2 K 40 h, 2 K 90 h, mit schönen Blumenmustern 1 Stück 3 K 50 h, 4 K 30 h; **Steppdecken** aus Rouge mit Türkenfutter, Baumwollfüllung, 160 cm lang, 100 breit, 1 Stück 4 K 80 h, 5 K 40 h, größere 6 K 80 h, 7 K 50 h; **Bettdecken** mit Franen, weiß oder farbig, waschecht, 2 m lang, 150 cm breit, 1 Stück 2 K 80 h, 3 K 55 h;

Bettleinfächer, fertig gesäumt, ohne Naht, weiße, haltbare Qualität, 2 m lang, 140 cm breit, 1 Stück 2 K, 2 K 40 h, 3 K; **Strohsäcke**, fertig genäht, aus gestreifter Jute, 192 cm lang, 115 cm breit, 1 Stück 2 K 25 h, 2 K 70 h; **Matrassen**, dreiteilig, aus starkem, gestreiftem Zwillichüberzug, 2 m lang, 95 cm breit, 18 K, 20 K, 23 K.

Versand gegen Nachnahme, von 12 K an franko. Verpackung gratis. Umtausch gestattet, für Nichtpassendes zahle den Betrag zurück.

S. BENISCH in Deschenitz, Nr. 1135 Böhmen.

Ausführliche Preisliste über alle Bettwaren Bettfedern und fertige Betten gratis und franko.



Ein heller Kopf

verwendet statt Germ bzw. Hefe nur noch

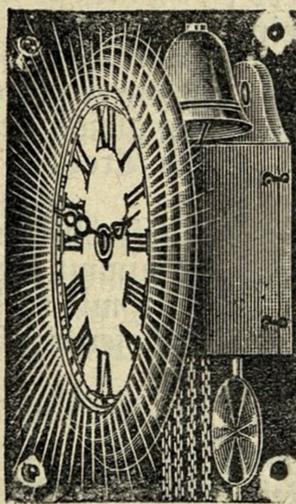
Dr. Oetker's Backpulver

à 12 h

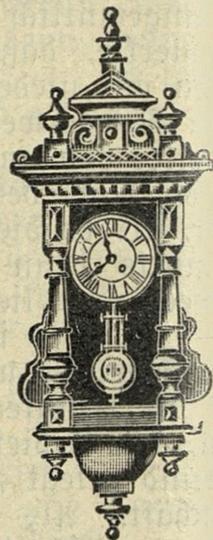
für alle Mehlspeisen und Bäckereien.

Mit millionenfach bewährten Rezepten überall vorrätig.

An Stelle der teuren Vanilleschoten nur noch Dr. Oetker's Vanillin-Zucker à 12 h.



Jede Uhr
8 Tage zur Probe.



Turmglöckenwecker

mit Schlagwerk.

Ia Qualität, 3 Gewichte, schlägt halbe und ganze Stunden, weckt mit lauttönender Turmglocke, Glaszifferblatt, schön poliertem Rundrahmen, 30 cm Durchmesser K 6.—
mit Leuchtblatt „ 6.50
Runduhr, 8 Tage „ 6.—

Neueste Musik-Pendeluhr mit Schlagwerk, Wecker und Musik

in prachtvoll. Natur-Nussbaum farbigen Kasten, 75 cm hoch, schlägt ganze und halbe Stunden, weckt und spielt die schönsten Musikstücke zur beliebigen Stunde K 14.—
Dieselbe ohne Musik mit Turmschlag K 10.—

Nichtgewünschtes wird innerhalb 8 Tagen franko und unbeschädigt retournenommen und das Geld sofort retournesendet. 3 Jahre schriftliche Garantie. Versand per Nachnahme durch die

Erste und grösste Uhren-Niederlage **Max Böhnel, Wien, IV., Margaretenstr. 27/18.**
Verlangen Sie meinen großen Preiskurant mit über 5000 Abbildungen, welchen jedermann franko umsonst zugestellt erhält.